



Diskussionsbeiträge des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaft
der Freien Universität Berlin

Betriebswirtschaftliche Reihe

2007/5

Kritische Reflexionen empirischer Forschungsmethodik

**Workshop der Kommission Wissenschaftstheorie im Verband der
Hochschullehrer für Betriebswirtschaft e.V.
für Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler
in der Betriebswirtschaftslehre**

Michaela Haase (Hrsg.)

3-938369-53-1

Februar, 2007

„Kritische Reflexionen empirischer Forschungsmethodik“

**Workshop der Kommission Wissenschaftstheorie
im Verband der Hochschullehrer für Betriebswirtschaft e.V.
für Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler
in der Betriebswirtschaftslehre**

Abstract

Dieses Discussion Paper enthält die Beiträge und einiges darüber hinausgehendes Material des Workshops zum Thema „Kritische Reflexion empirischer Forschungsmethodik“, der vom 7.9. – 9.9.2006 an der ESCP-EAP in Berlin stattfand. Der Workshop wurde von der Kommission Wissenschaftstheorie im Verband der Hochschullehrer für Betriebswirtschaft (VHB) mit Unterstützung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und die Arbeitsgruppe Nachwuchs im VHB durchgeführt.

Adresse:

PD Dr. Michaela Haase
Freie Universität Berlin
Marketing Department
Garystraße 21
14195 Berlin
Tel.: (030) 838- 54589
Fax: (030) 838- 52958
E-mail: mhaase@wiwiss.fu-berlin.de
Web: <http://www.fu-berlin.de/wiwiss/marketing>

**Konzeption und Organisation
des Workshops:**

Juniorprof. Dr. Martin Eisend (FUB)
PD Dr. Michaela Haase (FUB)
Dr. Jochen Koch (FUB)
Prof. Dr. Thomas Wrona (ESCP-EAP)

Inhaltsverzeichnis

	Seite
1 Einleitung - Martin Eisend et.al.	1
2 Programmübersicht	5
3 Vorträge	6
3.1 Qualitative Forschungsmethodik - Sigrid Quack	6
3.2 Quantitative Forschungsmethodik - Martin Eisend.....	11
3.3 Mixed Methodology - Philipp Mayring.....	14
3.4 Reflexion der Methodenwahl - Rolf Brühl	18
3.5 Zur Legitimation der Disziplinen Wirtschaftsinformatik und Information Systems - René Riedl	24
4 Weltbild und Forschungsfrage - Einige kritische Thesen.....	31
4.1 Thesenpapier Martin Eisend	31
4.2 Thesenpapier Jochen Koch	33
4.3 Thesenpapier Michaela Haase.....	35
5 Gegenstand und Informationsbedarf: Zur Relevanz von Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie für die Methodenwahl - Michaela Haase	38
6 Bericht und Fazit - Leonhard Dobusch.....	65
7 Literaturverzeichnis.....	69

1 Einleitung

von Martin Eisend et. al.

Dieses Discussion Paper enthält die Beiträge und einiges darüber hinausgehendes Material des Workshops zum Thema „Kritische Reflexion empirischer Forschungsmethodik“, der vom 7.9. – 9.9.2006 an der ESCP-EAP in Berlin stattfand. Der Workshop wurde von der Kommission Wissenschaftstheorie im Verband der Hochschullehrer für Betriebswirtschaft (VHB) mit Unterstützung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und die Arbeitsgruppe Nachwuchs im VHB durchgeführt.

Der Workshop richtete sich an Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler ab der Phase der Promotion, die bereits Erfahrungen mit empirischer Arbeit haben und die Methodik der empirischen Forschung, die Anwendungsmöglichkeiten bestimmter Methoden, die Interpretation von Ergebnissen sowie ihre Verankerung in Metatheorien kritisch reflektieren wollen.

Die empirische Forschung in der Betriebswirtschaftslehre hat in den letzten Jahren wieder stark an Bedeutung gewonnen. Viele Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler haben diese zunehmende Relevanz erkannt und eignen sich Kenntnisse der qualitativen oder quantitativen Methoden an, um diese in ihren Arbeiten erfolgreich ein- und umzusetzen. Der Schwerpunkt dieser Aktivitäten liegt dabei häufig auf der Einübung und zunehmend perfektionierten Anwendung spezifischer Methoden. Die empirische Forschungsmethodik wird dabei meist (explizit oder implizit) vor dem Hintergrund bestimmter paradigmatischer Leitideen ausgewählt. Einer kritischen Reflexion der praktizierten Methode wird dabei oftmals eine zu geringe Bedeutung beigemessen. Fragen nach der Indikation, den Anwendungsvoraussetzungen, -möglichkeiten und -grenzen, ihren wissenschaftstheoretischen Bezügen sowie der Berücksichtigung alternativer oder simultaner methodischer Zugänge werden zu wenig aufgegriffen. Auch eine wissenschaftstheoretische Reflexion – wie sie im Bereich rein konzeptioneller Forschung zum Standard gehört – findet in der Regel nicht statt. Häufig werden zudem Gräben gezogen und Barrieren kultiviert (insbesondere zwischen qualitativen und quantitativen Methoden), die jedoch einer wissenschaftstheoretischen Begründung bis heute harren.

Mit dem Workshop wollte die Kommission Wissenschaftstheorie dazu einladen, über die bestehende Praxis – aber auch über darüber hinausgehende Möglichkeiten – der Anwendung und Begründung von Methoden nachzudenken. Die Vermittlung von Grundlagenkenntnissen der empirischen Sozialforschung war explizit nicht Gegenstand dieser Veranstaltung, sondern diese wurden vorausgesetzt. Der Workshop zielte vielmehr darauf ab, bestehende Methodenkenntnisse zu konsolidieren, zu erweitern und kritisch zu beleuchten. Insbesondere sollte er eine Gelegenheit bieten, die Verwendung von Methoden vor dem Hintergrund der persönlichen (akademischen) Biografie sowie der teils expliziten, teils impliziten Kontexte und Bewertungen zu reflektieren. Auch wollte der Workshop dazu beitragen, konfrontatives Denken bezüglich der quantitativen und qualitativen Methoden sowie

ihrer wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Hintergründe zu überprüfen und gegebenenfalls zu verändern.

Die Veranstaltung begann im Anschluss an eine Einführung mit der Bearbeitung einer „offenen“ Fallstudie. Drei unterschiedlich zusammengesetzte Kleingruppen wurden auf der Grundlage des durch eine Fallstudie gegebenen „empirischen Materials“ mit der Aufgabe konfrontiert, dem Fall eine Problemstellung zu entnehmen und diese in ein als geeignet erachtetes Forschungsdesign zu überführen. Die Fallstudie wurde so konzipiert, dass sie sowohl eine quantitative als auch qualitative Herangehensweise durch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer zulässt. Danach wurden die jeweiligen Ergebnisse von drei Referenten, die in unterschiedlicher Weise methodisch ausgewiesen sind (quantitativ, qualitativ, hybrid) aufgenommen und kommentiert.

Dabei wurden zwei – nicht unverbundene – Ebenen berücksichtigt, die auch als die beiden thematischen Schwerpunkte des Workshops aufgefasst werden können: einerseits die Ebene der jeweiligen Methode und ihrer Anwendungen, die damit verbundenen Wissensanforderungen, handwerklichen Fähigkeiten und Gütekriterien, andererseits die Ebene der Reflexion aus den Perspektiven insbesondere von Wissenschafts- und Erkenntnistheorie.

Die erstgenannte Ebene der Veranstaltung zielt auf die bestehende Praxis, ihre Reflexion und Verbesserung mit Bezug auf den Erkenntnisbeitrag des Einsatzes der jeweiligen Methoden. Hier ist auch die insbesondere im angelsächsischen Sprachraum verbreitete Kritik an dem unreflektierten Einsatz von Methoden zu nennen. Diese Kritik stellt z. B. auf die problematische Identifikation von statistischer mit analytischer und ökonomischer Relevanz ab, umfasst aber auch die Verwendung bzw. den Test von „trivialen“ Hypothesen. Bezüglich der qualitativen Studien ist u. a. die oft vernachlässigte Rolle des theoretischen Vorwissens – und damit die Frage, inwieweit auch diese Form der empirischen Forschung theoriegeleitet ist – zu berücksichtigen. Schließlich bildet die aktuelle Diskussion um die Möglichkeiten und Grenzen von „mixed methodologies“ einen Gegenstand dieser Ebene.

Die zweitgenannte Ebene fokussiert die erkenntnistheoretischen Grundlagen der jeweiligen Methoden (bei den qualitativen Methoden z. B. der Symbolische Interaktionismus, die Ethnomethodologie oder der Strukturalismus, bei den quantitativen Verfahren z. B. induktive und deduktive Statistik). Dabei steht die Frage im Vordergrund, ob die jeweiligen Methoden zwingend mit bestimmten wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Positionen verbunden sind (zumeist werden Konstruktivismus und Positivismus gegenübergestellt) oder ob sie davon unabhängig allein entsprechend der Forschungsfrage gewählt werden können – oder ob auch Positionen dazwischen möglich sind.

Die Ziele des Workshops bestanden

- in der Verbesserung der meta-methodischen wissenschaftlichen Praxis der Teilnehmerinnen und Teilnehmer,
- in der Erweiterung des Horizonts bzw. des Möglichkeitsraums von Methoden für empirisches Arbeiten,
- in einer verbesserten Fähigkeit zur Einordnung der eigenen Praxis in bestehende erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Zusammenhänge

und damit insgesamt in einer kritischen Überprüfung des jeweiligen „Weltbildes“ bezüglich der Methoden, ihrer Anwendungsmöglichkeiten und Hintergründe.

Das Programm

Inhaltlich folgte das Workshop-Programm den unten aufgezählten Schwerpunkten:

I Fallstudie

Einführung in die Fallstudie und Bearbeitung des empirischen Materials in Kleingruppen, die methodisch jeweils mit einem qualitativen, einem quantitativen oder einem „mixed“ Analyseverfahren vorsortiert waren. Nach der Bearbeitungszeit in Kleingruppen erfolgten Kurzpräsentationen der Ergebnisse im Plenum.

II Expertendiskussionen

Die Organisatoren hatten Experten zu den unterschiedlichen methodischen Ausrichtungen eingeladen. Diese hatten die Aufgabe, einerseits die zuvor im Plenum vorgestellten Problemlösungen zu beurteilen und andererseits eine grundsätzliche Einordnung der Methodenwahl vorzunehmen. Frau Dr. Sigrid Quack vom WZB übernahm die Expertendiskussion zu den qualitativen Methoden, Prof. Dr. Philipp A.E. Mayring von der Universität Klagenfurt die Diskussion und Beurteilung der „mixed methods“. Prof. Dr. Werner Nienhüser von der Universität Duisburg-Essen, der als Experte für die quantitativen Methoden eingeladen worden war, erkrankte leider so kurzfristig, dass eine externe Vertretung nicht mehr zu finden war. Der Part wurde daher von einem Mitglied der Antragstellergruppe, Juniorprofessor Dr. Martin Eisend von der Freien Universität Berlin, übernommen.

Im Anschluss an die Expertendiskussionen erfolgte eine Reflexion der Methodenwahl aus politischer, wissenschaftssoziologischer und historischer Perspektive durch Prof. Dr. Rolf Brühl von der ESCP-EAP in Berlin. Zuvor hatte ein Teilnehmer des Workshops, Dr. René Riedl von der Johannes Kepler Universität Linz, eine kurze Analyse zur Rolle der Methodenwahl für die Legitimation der Disziplinen Wirtschaftsinformatik und Information Systems präsentiert, die er auf Anfrage der Antragstellergruppe als Demonstrationsbeispiel vorbereitet hatte.

III Weltbild und Forschungsfrage

Dieser Programmteil wurde durch drei Präsentationen aus der Antragstellergruppe eingeleitet, die sich mit der erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Reflexion der Methodenwahl und deren Bezügen zur Forschungsfrage befassten: Juniorprof. Dr. Martin Eisend erläuterte seine Position des „critical realism“, während Dr. Jochen Koch eine konstruktivistische Position darstellte. PD Dr. Michaela Haase betonte in ihrem Thesenpapier, dass die erkenntnistheoretische Position keine Vorentscheidung für eine bestimmte Methode erzwingt.

IV Bewertung

Der Workshop stieß auf sehr großes Interesse bei Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern aus der Betriebswirtschaftslehre. Dass ein großer Bedarf an einer kritischen Auseinandersetzung mit der Auswahl und Verwendung von Methoden besteht, wird auch daran deutlich, dass der Workshop dreifach überbucht war. Die Gesamtkonzeption des Workshops hat sich nach Ansicht der Antragstellergruppe bewährt.

2 Programmübersicht

Donnerstag, 07.09.2006		
15:00 - 16:30	Begrüßung: World Cafe	Hörsaal II
16:30 - 16:45	Einführung in die „Fallstudie“ (empirisches Material) und Gruppeneinteilung	Hörsaal II
16:45 - 18:15	Bearbeitung des „empirischen Materials“ in drei Kleingruppen	125 / 126 / 127
18:15 - 18:30	Kaffeepause	
18:30 - 19:15	Diskussion im Plenum: Kurzpräsentationen	Hörsaal II
ab 20:00	Gemeinsames Abendessen (Festsaal)	
Freitag, 08.09.2006		
09:00 - 10:30	Expertendiskussion Teil I – Dr. Sigrid Quack Diskussion eines Lösungstyps 1 (qualitativ) - Indikation, Rolle von Theorie, heuristischer Bezugsrahmen, Kodierung, Güte, kritische Reflexion	Hörsaal II
10:30 - 11:00	Kaffeepause	
11:00 - 12:30	Expertendiskussion Teil II – Prof. Dr. Werner Nienhäuser Diskussion eines Lösungstyps 2 (quantitativ) -Indikation, Rolle von Theorie, Hypothesen, Auswertung, Güte, kritische Reflexion hierüber	Hörsaal II
12:30 - 14:00	Mittagspause (Bar)	
14:00 - 15:30	Expertendiskussion Teil III – Prof. Philipp A.E. Mayring Diskussion eines Lösungstyps 3 (mixed); z. B. Vorgehensmöglichkeiten, Arten von Kombinationsmodellen, Konsequenzen für Gütekriterien, kritische Reflexion	Hörsaal II
15:30 - 16:00	Kaffeepause	
16:00 - 18:00	Reflexion der Methodenwahl – Prof. Dr. Rolf Brühl Politische, wissenschaftssoziologische und historische Perspektive	Hörsaal II
Samstag, 09.09.2006		
9:00 - 10:00	Weltbild und Forschungsfrage – Einige kritische Thesen	Hörsaal II
10:00 - 10:15	Kaffeepause	
10:15 - 12:00	„Was ist der Fall und was steckt dahinter“: Konfrontation der Gruppen mit den nicht gewählten Designs	Hörsaal II
12:00 - 13:00	Sandwiches	
13:00 - 15:00	„Welche(n) Fragen stellen wir uns?“: Begründete Methodologie und ihre Anwendung	Hörsaal II

3 Vorträge

3.1 "Qualitative Forschungsmethodik" - Sigrid Quack

Übersicht über die Themen

- (1) Was ist qualitative Forschung?
- (2) Welche theoretischen Traditionen?
- (3) Weshalb qualitative Forschung?
- (4) Forschungsdesign
 - Formulierung einer Fragestellung
 - Anlage der Untersuchung
(Welche Erhebungsmethoden?)
(Wie analysiert man qualitative Daten?)
- (5) Welche Gütekriterien gibt es für qualitative Forschung?
- (6) Wie gelangt man zu einem theoretisch relevanten Beitrag?

(1) Was ist qualitative Forschung?

Einige Gemeinsamkeiten

- Intensiver und längerer Kontakt mit dem Forschungsfeld mit dem Ziel einer „gesättigten“ Empirie
- Forschungsdesign zielt ab auf
 - ganzheitliches Erfassung eines Phänomens oder Zusammenhangs
 - subjektiv gemeinten Sinn der beteiligten Akteure
 - Beschreibung und Analyse von Phänomenen im sozialen Kontext
- Methodische Herangehensweise geleitet von:
 - Offenheit
 - Fremdheit zwischen Forscher und Untersuchungsfeld
 - Forschung als Kommunikationsprozess

-
- Flexibles Forschungsdesign:
 - offene Erhebungsverfahren
 - induktive Auswertungsverfahren
 - rekursiver Forschungsprozess
 - mehrere Interpretationen möglich: Welche ist die plausibelste?

(2) Welche theoretischen Traditionen?

- deutsche Hermeneutik und Phänomenologie
- verstehende Soziologie
- nach 2. WK USA: Interaktionismus, sozialer Konstruktivismus
- Anthropologie

Gemeinsamkeiten:

- Es gibt keine „objektive“ soziale Wirklichkeit
- Induktive oder rekursive Theoriebildung

(3) Weshalb qualitative Forschung?

Wissenschaftlicher Kenntnisstand:

- Theorieentwicklung
- Empirische Studien

Forschungsgegenstand:

- Phänomene, über die bisher nur wenig bekannt ist
- Phänomene mit unklaren Abgrenzungen zur Umwelt
- Phänomene, bei deren Beschreibung und Erklärung eine Vielzahl von Merkmalen zum Tragen kommen, aber nur vergleichsweise wenige Fälle existieren

Fragestellung:

- “Wie” und “warum” Fragen
- Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinns
- dichte Beschreibung sozialen Handelns und sozialer Milieus
- Rekonstruktion deutungs- und handlungsgenerierender Strukturen

(4) Forschungsdesign

Formulierung einer Fragestellung

- Qualitative Forschung ist kein „easy get“, deshalb:
- Identifikation einer Forschungslücke, deren Bearbeitung mit qualitativen Methoden einen Beitrag zur wissenschaftlichen Debatte verspricht
- Von welcher Theorie (welchen sich widersprechenden Theorien) wird diese Fragestellung angeleitet?
- Wie lässt sie sich in empirische untersuchbare Teilfragestellungen aufgliedern?
- Übersetzung wissenschaftliche in alltagsweltliche Konzepte und Sprache

Anlage der Untersuchung

- Theoretische Fallauswahl
- Einzelfallstudien
- Illustrativer Fall
- Kritischer Fall
- Abweichender Fall; Ausnahmefall
- Vergleichende Fallstudien
- Method of agreement/disagreement
- Negativer Fall
- Prozessanalyse/longitudinale Designs

(5) Welche Gütekriterien gibt es für qualitative Forschung?

- Keine allgemeine akzeptierten Konventionen für Objektivität, Zuverlässigkeit (Reliabilität) und Gültigkeit (Validität)
- Objektivität im Widerspruch zu erkenntnistheoretischen Grundlagen des qualitativen Paradigmas
- Transparenz statt Reliabilität?
- Triangulation als Ersatz oder Alternative zur Validierung?
- Validierung (Legewie im Anschluss an Habermas):
 - Konsensuelle Validierung (in der Arbeitsgruppe)
 - Kommunikative Validierung (zwischen Forscher und „Befragten“)
 - Argumentative Validierung (Wissenschaftler und Nicht-Wissenschaftler)
- Gefahr von Worthülsen: Wer, was, wie?

(6) Wie gelangt man zu einem relevanten Beitrag?

- Was lernen wir aus der Forschung, das wir nicht schon wussten? Wie unterscheiden sich Ergebnisse von anderen? Rückbindung an Literatur, die zur Formulierung der Forschungsfrage führte
- Induktive, “gegenstandsverankerte” Theoriebildung mittlerer Reichweite durch
 - Interpretation der Daten und Zusammenfassung zu abstrakteren, theoretischen Kategorien und Konzepten (Typenbildung)
 - „gesättigte“ Beschreibung von Beziehungen und Wirkungszusammenhängen (Mechanismen)
 - Analyse von Sachverhalten, die existierenden Theorien widerstreben oder von ihnen nicht erklärt werden können
- Spezifikation von Theorien durch
 - Identifikation von bestimmten Kontextbedingungen
 - Differenzierung zwischen verschiedenen Typen von Phänomenen

Kontakt

Dr. Sigrid Quack
Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung
Reichpietschufer 50
10785 Berlin
Tel.: +49 30 25491 113
Fax: +49 30 25491 118
Email: quack@wzb.eu
Internet: www.wz-berlin.de

3.2 "Quantitative Forschungsmethodik" - Martin Eisend

Eigene Position, wissenschafts- und erkenntnistheoretische Grundlagen

- „scientific realism“, d.h. der Glaube daran, dass der langfristige praktische Erfolg einer Theorie als Indiz für die tatsächliche Existenz der darin beschriebenen Einheiten und Strukturen gilt (realistisches Weltbild)
- Forschungsfragen können konzeptionell oder empirisch (qualitativ oder quantitativ) er-/bearbeitet werden
- Ziel (langfristig praktische Erfolg von Theorien) bestimmt das Primat für empirische, „quantitative“ Methoden.

Konsequenzen des Weltbilds des „scientific realism“

- Suche nach Forschungsfragen, die Erfolg versprechen (populäre Themen, wissenschaftlicher Mainstream)
- Orientierung an wissenschaftlichen Strukturen, die entscheiden, welche Ideen als langfristig erfolgreich zu beurteilen sind (Orientierung an Auswahlkriterien von Zeitschriften, Geldgebern), was wiederum zur Orientierung an einem theoretischen, inhaltlichen und methodischen Mainstream führt
- Untersuchung dieser Fragen mit Methoden, die Angriffen gut standhalten (Bevorzugung von quantitativen über qualitativen Methoden: je „quantitativer“ desto besser; Anwendung von standardisierten Techniken, Vermeidung von individuellen, neu entwickelten Techniken)

Probleme bei der Verwendung quantitativer Methoden

Primat der Methode

- Überbewertung von Methoden und Gütekriterien vs. Inhalt; Methode wird vom Mittel zum Ziel der Forschung
- „Sauberes“ Testen trivialer Hypothesen

„Methodendilletantismus“

- Zwang zur Anwendung quantitativer Methoden
- Anwendung komplexer Methoden durch ungeschulte Laien
- Blindheit gegenüber erkenntnistheoretischen Grundlagen

Methodische Spezialisierung

- Anwendung für eine Forschungsfrage ungeeigneter, aber gut beherrschbarer Methoden
- Fokussierung von Forschungsfragen, die mit einer beherrschbaren Methode bearbeitet werden können

Kontakt

Juniorprof. Dr. Martin Eisend
Juniorprofessur für Marketing/Marktkommunikation
Marketing-Department
Freie Universität Berlin
Otto-von-Simson-Str. 19
14195 Berlin
Tel: 030-83854460
Email: eisend@wiwiss.fu-berlin.de
Internet: www.fu-berlin.de/wiwiss/marketing

3.3 "Mixed Methodology" - Philipp Mayring

Paradigmenstreit in der Sozialforschung

- Geisteswissenschaft versus Naturwissenschaft
- Positivismusstreit
- Konstruktivismusdebatte
- Interpretative Wende, qualitative Wende, Human Science Approach

Probleme von Mono-Method Research

- Zunehmende Komplexität der Forschungsfragestellungen
- Verknüpfung mit Stand der Forschung
- Multiple Studien, Forschungsverbünde
- Forderung nach Interdisziplinarität

Überwindung des Paradigmenstreits

- Pragmatische Position (Greene, Patton): Forschungs- bzw. Praxisproblem im Vordergrund, lösungsorientiert
- Konstruktivistische Position (Cacarelli & Greene, Guba & Lincoln; Gergen): Paradigma als soziale Konstruktion, „De-Kuhnifizierung“, Multiple Lösungen, Analyse von Diskursen über „Wirklichkeit“
- Dialektische Position (Salomon, Ragin, Geertz, Fielding & Fielding): Methodensynergie, syntheseorientiert, prozessorientiert, Triangulation

Mixed Methodologies: Beispiele

- Explorative Datenanalyse (Tukey)
- Triangulation (Denzin)
- Design-Erhebung-Auswertung (Tashakkorie & Teddlie)
- Makro-Mikro-Ebene (Erzberger)
- Sequenzmodell (Bryman)
- Configurational Comparative Research (Ragin)

Kombinationsmodelle (componentdesign)

Grundgedanken: Komplementarität, Sequentialität, Expansion
Ansätze:

- Vorstudienmodell (qual → quant)
- Differenzierungsmodell (quant → qual)
- Generalisierungsmodell (quant → qual)
- Triangulationsmodell (qual ↔ quant)

Integrationsmodelle

Grundgedanken: Ein übergeordnetes Design, Embeddedness, iterativ (Schrittmodelle), spiralförmig oder ganzheitlich

Ansätze:

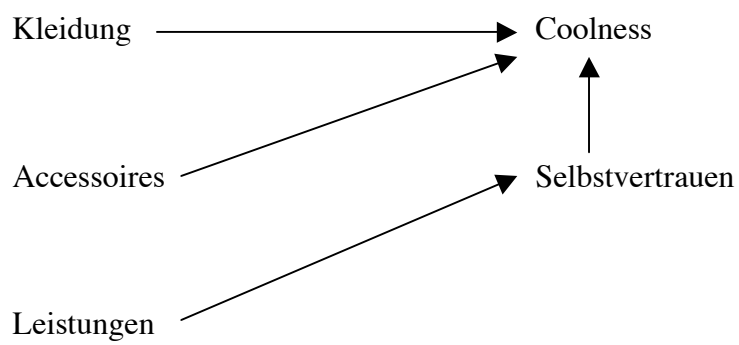
- Explorative Mischstudien
- Deskriptive Mischstudien
- Zusammenhangsanalysen (Vergleichsstudien mit Korrelationen)
- Kausalanalysen und Interventionsstudien (qualitativ und quantitativ-experimentell mit Fallanalysen)

Beispiel I: Qualitative Inhaltsanalyse

- Qualitative Erhebungen (offene Interviews oder offener Fragebogen)
- Kategorienbildung und Kategorienzuordnung (Codierung) als qualitativ-interpretativer, aber regelgeleiteter Akt
- Quantitative Analyse der Kategorienzuordnungen (Häufigkeiten, Zusammenhänge)

Beispiel II: Coolness (Mayring & Alexandrowicz 2003)

- Explorative Studie: Sammlung von Definitionselementen
- Modellbildung durch Grounded Theory
- Quantitative Modelltestung



Kontakt

Prof. Dr. Philipp Mayring
Institut für Psychologie,
Abteilung Angewandte Psychologie und Methodenforschung
und Zentrum für Evaluation und Forschungsberatung (ZEF)
Universität Klagenfurt
Email: philipp.mayring@uni-klu.ac.at

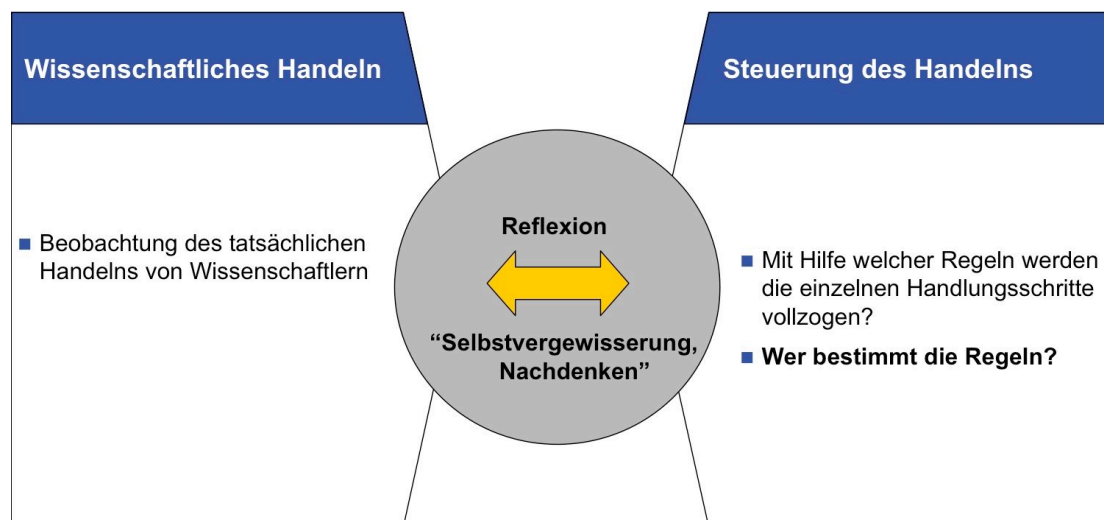
3.4 Reflexion der Methodenwahl - Rolf Brühl

Politische, wissenschaftssoziologische und historische Perspektiven

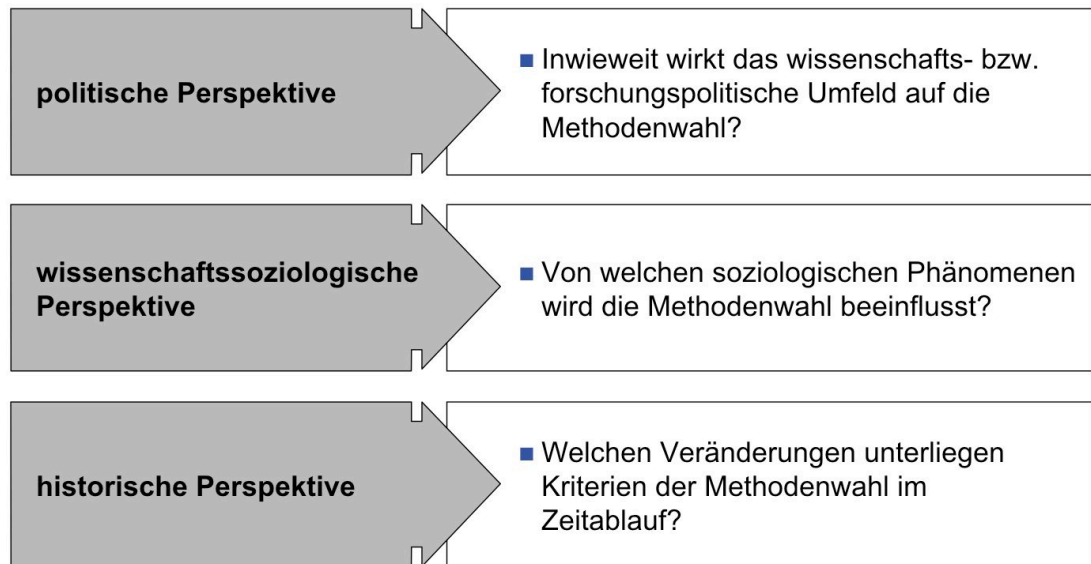
Inhalt

- (1) Reflexion
- (2) Perspektiven der Methodenwahl
- (3) Dimensionen des Forschungsprozesses
- (4) Politische, wissenschaftssoziologische und historische Perspektiven

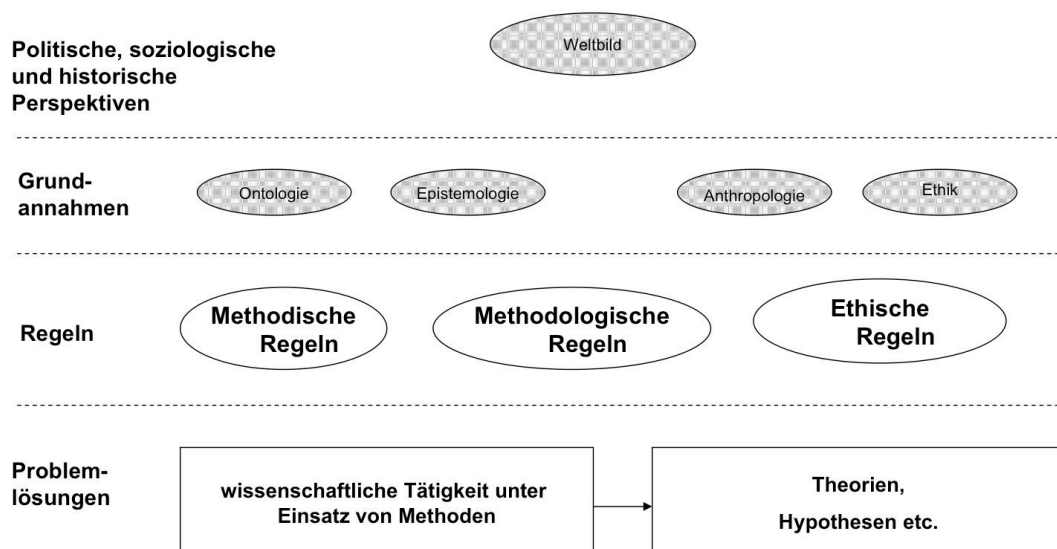
(1) Reflexion



(2) Perspektiven der Methodenwahl



(3) Dimensionen des Forschungsprozesses



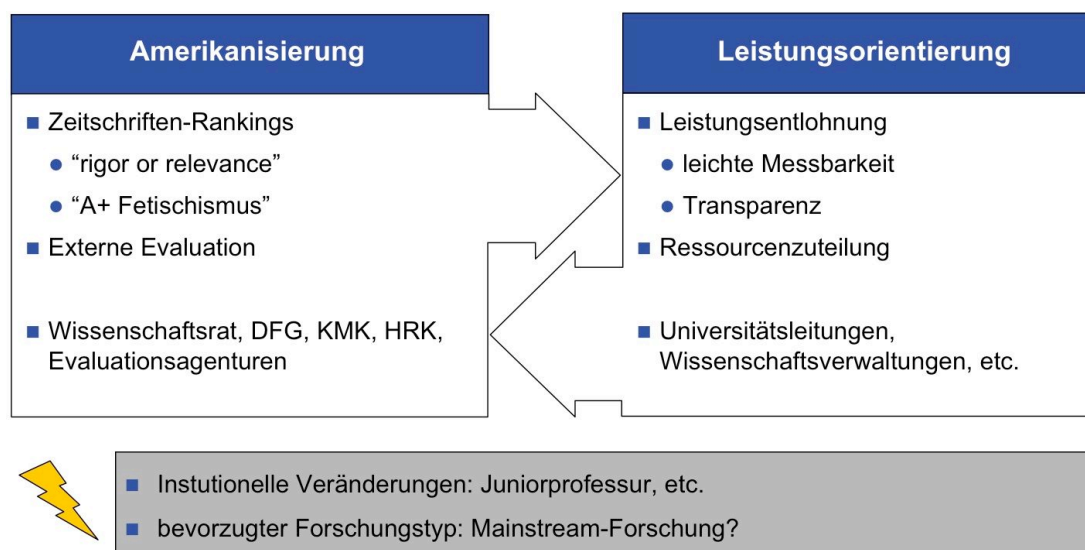
Alternative Weltbilder

	Positivism	Postpositivism	Constructivism
Ontology	naive realism	critical realism	relativism
Epistemology	objectivist; findings true	objectivist; findings probably true	subjectivist; created findings
Methodology	experimental/ manipulative; verification chiefly quantitative methods	modified experimental/ manipulative; falsification may include qualitative methods	hermeneutical/ dialectical

Quelle: verkürzt aus Guba/Lincoln, 1994, S. 109

(4) Politische, wissenschaftssoziologische und historische Perspektiven

Politische Perspektive



Traditionelle wissenschaftssoziologische Perspektive

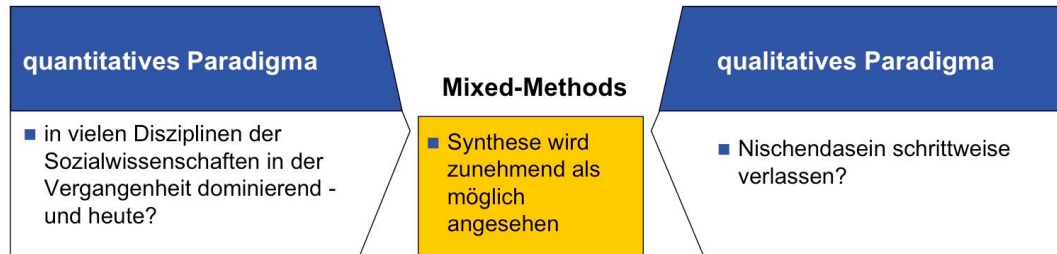
Universalismus	<ul style="list-style-type: none"> ■ Wissenschaftliche Behauptungen gelten überall gleichermaßen
Kommunalismus	<ul style="list-style-type: none"> ■ Wissenschaftliche Ergebnisse sind anderen mitzuteilen, sie sollen allen in der Gesellschaft zugute kommen
Uneigennützig	<ul style="list-style-type: none"> ■ Wissenschaftler sind am allgemeinen Fortschritt der Wissenschaft interessiert und nicht nur an der eigenen Karriere

Weitere wissenschaftssoziologische Perspektive

Wissenschafts-/Erkenntnistheorie wird von sozialen Phänomenen beeinflusst.

Eher traditionelle Perspektive	Eher relativistische Perspektive
<ul style="list-style-type: none"> ■ "Most practicing scientists ... would probably describe themselves as ontological realists but weak epistemological relativists." (Shadish/Cook/Campbell, 2002, S. 29) 	<ul style="list-style-type: none"> ■ "Insights into an objective reality are not available in social research." (Ahrens/Chapman, 2006) ■ "... criteria must be thought of not as abstract standards but rather as socially constructed lists of characteristics." (Smith/Hodkinson, 2005, S. 922)

Historische Perspektive



- Übergreifende Qualitätskriterien nötig und möglich?
- Verbindende wissenschaftstheoretische Position nötig und möglich?

Kuhn:
inkommensurable
Paradigmen

Kontakt

Prof. Dr. Rolf Brühl

Lehrstuhl für Unternehmensplanung und Controlling
ESCP-EAP Europäische Wirtschaftshochschule Berlin

Heubnerweg6

14059 Berlin

Tel: 030-32 007 150

Fax: 030-32 007 107

Email: rolf.bruehl@escp-eap.de

Internet: www.escp-eap.de/lehrstuehle/bruhl/?id=34

3.4 Zur Legitimation der Disziplinen Wirtschaftsinformatik und Information Systems - René Riedl

Übersicht über die Themen:

- (1) Wirtschaftsinformatik vs. Information Systems: Historische Entwicklung
- (2) Erkenntnisziel der Wirtschaftsinformatik und Information Systems
- (3) Was bedeutet Legitimation?
- (4) Zitate von Fachvertretern zur Legitimation
- (5) Legitimation in der WI –Relevance
- (6) Legitimation in der IS –Rigor
- (7) Forschungsmethoden in der WI
- (8) Forschungsmethoden in der IS

(1) Wirtschaftsinformatik vs. Information Systems

▪ Wirtschaftsinformatik (WI)

- 1963: Gründung des Betriebswirtschaftlichen Instituts für Organisation und Automation an der Universität zu Köln
- 1975: Gründung der WKWI (ursprünglich WK Betriebsinformatik) im VHB
- *„Es war in erster Linie eine **Marktlücke**, weil die Betriebswirte und die Informatiker das Zwischenfeld vernachlässigt hatten, zum Teil sogar ausgesprochenarrogant auftraten, immer wenn die Rede auf betriebliche Anwendungen der Computer generell kam.“*

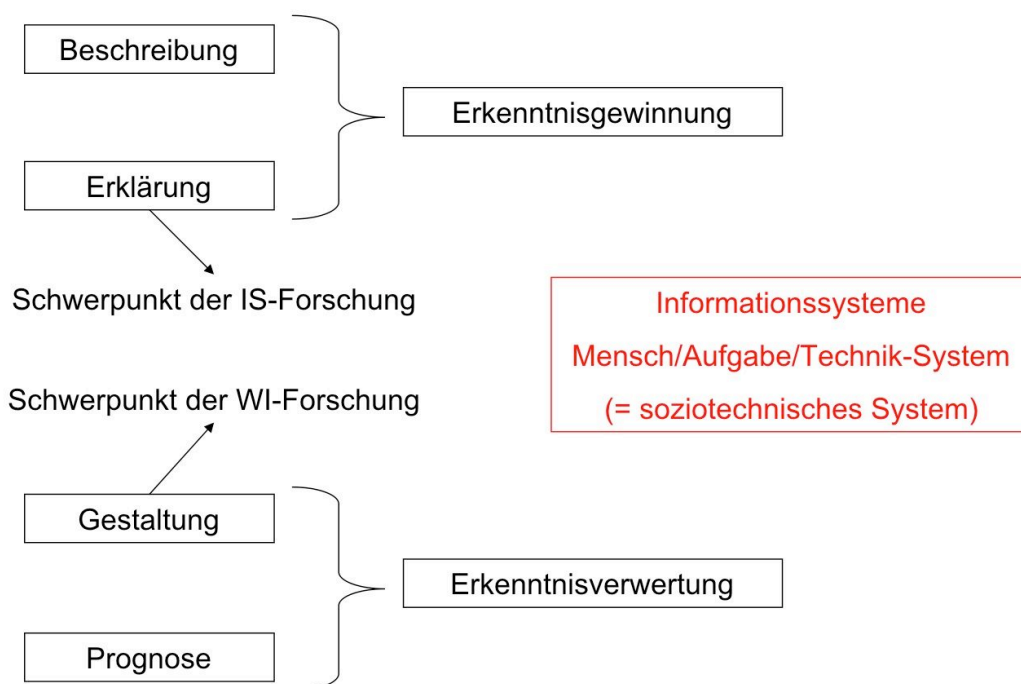
Peter Mertens [zitiert aus Lange 2006]

▪ Information Systems (IS)

- 1970er: Die ersten Publikationen unter der Bezeichnung „MIS“ erscheinen
- 1977: Start der aktuell höchst gerankten Zeitschrift „MIS Quarterly“
- 1980: Start der aktuell höchst gerankten Konferenz „ICIS“
- *„What really drove a lot of the early working Information Systems was the idea that we were **supporting management**.“*

Gordon B. Davis [zitiert nach Lange 2005]

(2) Erkenntnisziel von WI und IS



(3) Was bedeutet Legitimation?

- Anerkennung durch andere wissenschaftliche Disziplinen
- Anerkennung in der (betrieblichen) Praxis
- Anerkennung in der Gesellschaft und Politik
(ist z. B. hoch bei Medizin, Physik oder Chemie)

(4) Zitate von Fachvertretern zur Legitimation

- **Wirtschaftsinformatik (WI)**

„[Das Bemühen um Legitimation hat sich] nicht sehr streng und in Aktionen [ausgedrückt], das hat sich allmählich entwickelt, ohne dass man groß über Legitimation oder dergleichen nachgedacht hätte.“

Peter Mertens [zitiert aus Lange 2006]

Anerkennung in der betrieblichen Praxis

- **Information Systems (IS)**

„[Legitimation] has been our theme from the beginning.“

M. Lyne Markus [zitiert nach Lange 2005]

„I think the major [effort for legitimation] was improving the rigor of the research and improving the perceived quality of the journals.“

Robert Zmud [zitiert nach Lange 2005]

Anerkennung durch andere wissenschaftliche Disziplinen (an den Business Schools)

(5) Legitimation in der WI –Relevance

- Gründung der Disziplin

- Interessierte Personen erkennen eine Marktlücke: Vorwiegend BWLER (z. B. Hansen, Heinrich, Kurbel, Mertens, Scheer)
- Nachfrage aus der Industrie (insbesondere IBM)

- Legitimation

- Gestaltungsorientierung und damit verbundene Dominanz von konstruktions-orientierten Methoden wie Modellierung und Bau von Prototypen –Anerkennung in der (betrieblichen) Praxis – hohe Drittmittel – Anerkennung durch verwandte wissenschaftliche Disziplinen (mehr die BWL als die Informatik)
- Gute Jobchancen für Absolventen –Anerkennung in der Gesellschaft und Politik (obwohl die Disziplin im Vergleich zu etablierten Wissenschaften kaum wahrgenommen wird)

- Wissenschaftlichkeit
 - Pragmatisches Erkenntnisziel (Wie sollen die Probleme der Praxis gelöst werden?)

(6) Legitimation in der IS –Rigor

- Gründung der Disziplin
 - Managementunterstützung durch den IT-Einsatz (z. B. DSS), unterschiedliche Herkunftsbereiche (z. B. Business Administration, OR, CS)
 - Nachfrage aus der Industrie

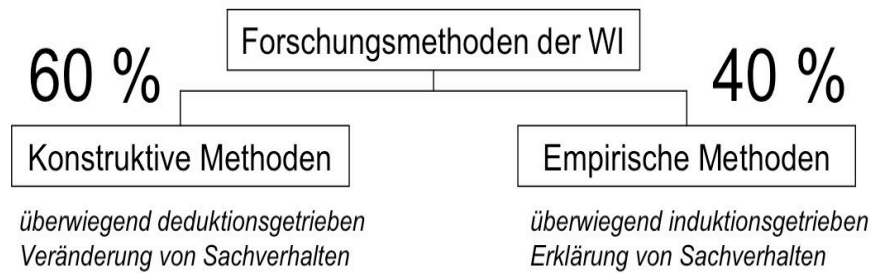
- Legitimation
 - Erklärung der Wirklichkeit –Einsatz von Methoden der Naturwissenschaften und der behavioristischen Forschung (Lab Experiments und Surveys = Quantitative Methoden) –Etablierte Journals von internationalem Format (z. B. MISQ oder ISR) – Anerkennung durch verwandte wissenschaftliche Disziplinen an den Business Schools
 - Verhältnis zur Praxis: Nicht deren Probleme werden gelöst (wie in der WI), sondern man sieht die Praxis als Datenlieferant

- Wissenschaftlichkeit
 - Theoretisches Erkenntnisziel (Warum sind bestimmte Sachverhalte genau so?)

(7) Forschungsmethoden in der WI

Empirische Untersuchung (Delphi-Studie) aus dem Jahr 1994

(N = 30 / 23 Wissenschaftler + 7 Praktiker) [König/Heinzel/Rumpf/von Poblitzki 1996, 43ff.]



Entwicklung und Test von Prototypen

Simulation

Modellierung

Deduktion

Learning by Doing
(Wissenstransfer durch
Unternehmensberatung)

Kreativitätstechniken

Optimierungsverfahren
(nach Delphi-Runde 3 herausgefallen)

Exploration mittels Fallstudien und Feldstudien

Beobachtung

(z.B. des Anwender- oder Systemverhaltens)

Referenzmodelle als quasi-empirischer (semi-
formaler) Ansatz

Mündliche oder schriftliche Befragungen

Forschung durch Entwicklung

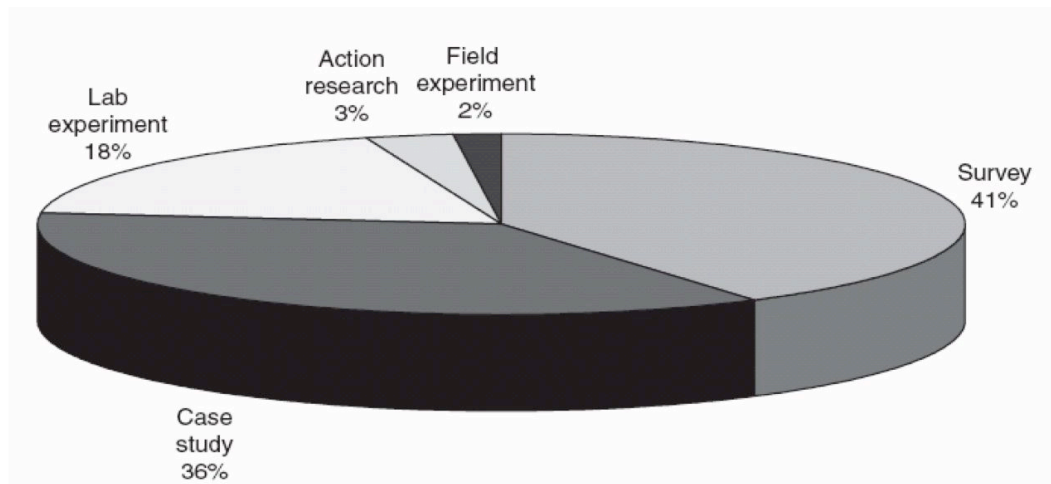
Ex-Post-Beschreibungen und Interpretation realer
Sachverhalte

Laborexperimente, Längsschnittstudien, Meßverfahren
(nach Delphi-Runde 3 herausgefallen)

(8) Forschungsmethoden in der IS

Literaturanalyse [Chen & Hirschheim 2004]

- 8 Journals (Proceedings)
- 1991 – 2001
- 1.893 Artikel



Kontakt

Dr. René Riedl
Institut für Wirtschaftsinformatik – Information Engineering
Johannes Kepler Universität Linz
Altenberger Straße 69
4040 Linz
Österreich
Tel : +43 (0)732 2468 9454
Fax: +43 (0)732 2468 9452
Email: rene.riedl@jku.at
Internet: www.ie.jku.at

4 Weltbild und Forschungsfrage – Einige kritische Thesen

4.1 Thesen Methodologie und Weltbild:

Zur Relevanz erkenntnistheoretischer Positionen für die Methodenwahl

Martin Eisend

Ausgangspunkt der Überlegungen ist ein Weltbild, das von den meisten Forschern in meiner Disziplin (Marketing) vertreten wird, nämlich ein „realistisches“ Weltbild, wie es am ehesten in den Positionen eines „scientific realism“ (inclusive seiner Abwandlungen, z.B. „critical realism“) erfasst wird, d.h. im wesentlichen der Glaube daran, dass der langfristige praktische Erfolg einer Theorie als Indiz für die tatsächliche Existenz der darin beschriebenen Einheiten und Strukturen gilt.

- Wie jedes wissenschaftliche Weltbild gibt es dafür keinen endgültigen Beweis, sondern es bleibt (bisher zumindest) eine Glaubensfrage des Wissenschaftlers und seiner Disziplin. An dieser Tatsache scheitert jede Diskussion über die letztendliche Gültigkeit eines Weltbilds der Wissenschaft.
- Eine Forschungsfrage kann empirisch oder konzeptionell bearbeitet werden, beide Zugänge zur Erfassung von „Realität“ sind möglich. Eine A-Priori-Überlegenheit eines Zugangs gibt es nicht, sondern kann nur durch den praktischen Erfolg der sich ergebenden Erklärungsmuster für die Realität beurteilt werden.
- Das gleiche trifft auf die Wahl der Methoden, insbesondere die Unterscheidung zwischen qualitativen und quantitativen Methoden zu (die Grenzlinie wird dabei relativ beliebig definiert). „Besser“ ist die Methode, die erfolgsversprechender ist.
- Allerdings ergibt sich eine Reihe von Konsequenzen aus dem Weltbild des „scientific realism“. Wenn nämlich der langfristige praktische Erfolg von Theorien entscheidend ist, dann streben Wissenschaftler natürlich danach, langfristig praktisch erfolgreiche Theorien zu entwickeln, die möglichst allen „Angriffen“ widerstehen.

Daraus ergeben sich im Hinblick auf Forschungsfragen und die darauf anzuwendenden Methoden folgendes:

- die Suche nach Forschungsfragen, die erfolgsversprechend sind (populäre Themen)
- die Orientierung an wissenschaftlichen Strukturen, die entscheiden, welche Ideen als langfristig erfolgreich zu beurteilen sind (Orientierung an Auswahlkriterien von Zeitschriften, Geldgebern), was wiederum zur Orientierung an einem theoretischen und inhaltlichen Mainstream führt
- die Untersuchung dieser Fragen mit Methoden, die Angriffen gut standhalten (Bevorzugung von quantitativen über qualitativen Methoden; Anwendung von standardisierten Techniken, Vermeidung von individuellen, neu entwickelten Techniken)

4.2 Thesen Methodologie und Weltbild:

Zur Relevanz erkenntnistheoretischer Positionen für die Methodenwahl

Jochen Koch

- Ausgangspunkt für die folgenden Überlegungen ist die erkenntnistheoretische Einsicht, dass es keinen direkten und außersprachlichen Zugang zur Realität gibt. Realität ist immer sprachvermittelt und damit letztlich eine Konstruktionsleistung kognitionsfähiger, d.h. sozialer und psychischer Systeme. Insofern stellt sich das üblicherweise an radikalkonstruktivistische Positionen herangetragene Problem des Solipsismus nicht, denn psychische Systeme sind immer in sozialen Systemen eingelassen und die sprachlich wahrgenommene Welt ist immer auch eine kollektive, da Sprache keine individuelle, sondern eine kollektive Errungenschaft darstellt.
- Mit dieser erkenntnistheoretischen Position ist noch keinesfalls eine Präferenz für oder eine Ablehnung von bestimmten Methoden der Forschung verbunden. Was Forschungsmethoden insgesamt betrifft, stellt sich zunächst immer einmal die Alternative zwischen konzeptioneller und empirischer Erforschung. Insofern stellt die Option für empirische Forschung eine begründungspflichtige Wahl dar, und muss letztendlich ihren Einsatz damit begründen, dass es um konzeptionell nicht zu lösende Probleme geht, d.h. Probleme, die nicht ausschließlich durch reines Nachdenken, Theoretisierung und mittels sprachlicher Logik und Argumentation zu lösen sind.
- Insofern muss die Empirie im Vergleich zur konzeptionellen Forschung einen Informationsüberschuss bieten, der zu nutzen ist, um theoretisch-konzeptionell nicht entscheidbare Entscheidungen treffen zu können. In diesem Sinne ist der empirische Zugriff auf die Realität aber immer „theoriegeleitet“ und damit auch „erkenntnistheoriegetränkt“. Umgekehrt gibt es jedoch – außer im rein formalwissenschaftlichen Bereich – keine empiriefreie Theorie, d.h. kein reines theoretisches Wissen, das einzig und alleine auf „innerer Anschauung“ oder besser: Logik beruht. Dennoch gibt es insofern ein Primat konzeptioneller gegenüber empirischer Forschung, da erkenntnistheoretische Prämissen letztlich konzeptioneller Natur sind und nicht empirisch begründet werden können, da empirische Forschung ihrerseits bereits auf erkenntnistheoretischen Prämissen beruht. In diesem Sinne müssen erkenntnistheoretische Prämissen konzeptionell begründet werden, d.h. durch Logik der Argumentation im Diskurs.

-
- Was nun die Unterscheidung zwischen quantitativer und qualitativer empirischer Forschung betrifft, so bringt die hier skizzierte erkenntnistheoretische Position keine Präferenz für die eine oder die andere Seite. Eine solche gibt es allenfalls graduell und sie trifft weniger die Unterscheidung zwischen quantitativ und qualitativ, als die zwischen Beobachtung und Verstehen. Diese Überlegung geht einher mit der ebenfalls dem Konstruktivismus zuzuschreibenden Unterscheidung zwischen trivialen und nicht-trivialen Maschinen. Damit gemeint ist eine zentrale erkenntnistheoretische Annahme, die man über den Gegenstand der empirischen Betrachtung trifft.
 - Handelt es sich um eine triviale Maschine, d.h. um ein kausalverstehbares Input-Output-Modell, so lassen sich Methoden der Beobachtung anwenden, um Informationen über den Gegenstand zu generieren. Handelt es sich hingegen um eine nicht-triviale Maschine, so hat man mit einer Black-Box zu rechnen, in der selbstorganisierte Prozesse stattfinden, die sich der Fremd- aber auch der Selbstbeobachtung entziehen. In diesem Falle lassen sich auch nur bedingt auf reiner Beobachtung beruhende Daten gewinnen, die immer auf gewissen Wahrscheinlichkeitsannahmen beruhen und mittels des Gesetzes der großen Zahl, nicht-triviale Maschinen letztlich wie triviale Maschinen behandeln.
 - Entscheidend für die Methodenwahl ist deshalb die Frage, inwieweit eine Methode sich eignet zum Beobachten trivialer Maschinen oder zum Verstehen nicht-trivialer Maschinen. In diesem Sinne gibt es jedoch keine eindeutige Zuordnung von quantitativen Methoden zum Bereich der Beobachtung und qualitativen Methoden zum Bereich des Verstehens, wohl aber eine tendenzielle.
 - Davon unabhängig ist jedoch die Frage, inwiefern diese Unterscheidungen (Beobachtung/Verstehen und trivial/nicht-trivial) bereits erkenntnistheoretisch präjudiziert ist: die hier vorgetragene erkenntnistheoretische Position sieht jedenfalls die Existenz sowohl trivialer als auch nicht-trivialer Maschinen vor und ist damit offen für „Werkzeuge“ der Beobachtung wie des Verstehens und damit für quantitative wie qualitative Methoden.
 - Entscheidend sind damit letztlich für die Frage, inwiefern eine bestimmte erkenntnistheoretische Position eine bestimmte Forschungsmethode impliziert zweierlei Aspekte:
 1. inwieweit präjudiziert diese Position eine Entscheidung für Beobachten oder für Verstehen?
 2. inwieweit präjudiziert diese Position eine Annahme des Erkenntnisgegenstandes als triviale oder nicht-triviale Maschine?

4.3 Thesen Methodologie und Weltbild:

Zur Relevanz erkenntnistheoretischer Positionen für die Methodenwahl

Michaela Haase

- Solange man nicht erkenntnistheoretisch von einer widersprüchlichen Basis ausgeht, sind die Unterschiede zwischen der analytischen Wissenschaftstheorie und hermeneutisch-phänomenologischen Ansätzen eher durch das Bedürfnis nach Abgrenzung und die Beschäftigung mit unterschiedlichen Fragestellungen bedingt als durch inhärente Antagonismen.
- Weder erkenntnistheoretische Annahmen noch irgendwelche Methoden ermöglichen einen Zugang zu einer objektiven Wirklichkeit. „Wirklichkeit“ ist daher immer nur das, was durch die Anwendung von Wissen und Methoden (bzw. Theorie und Erfahrung) „entsteht“, „konstruiert“ wird etc. Wie sich diese Wirklichkeiten zu einer möglichen objektiven Realität verhalten, ist nicht feststellbar.
- Wenn man also konsistent von *zwei Wirklichkeiten* reden möchte – in Anlehnung an Dilthey von einer geistes- und einer naturwissenschaftlichen Wirklichkeit –, dann sind *beides* keine vom erkennenden Subjekt unabhängigen Wirklichkeiten.
- Die konstruktivistische Erkenntnistheorie sagt nichts über die Beschaffenheit der Welt; ihr Gegenstand entsteht durch Konstruktionen 1. und 2. Ordnung. Auf der einen Seite schließen weder Radikaler noch Sozialer Konstruktivismus aus, dass durch Konstruktionen 1. und 2. Ordnung Phänomene entstehen können, die auch mit quantitativen Methoden untersucht werden können. Auf der anderen Seite ändert das Einnehmen einer realistischen Position nichts an den Erkenntnismöglichkeiten. In dieser Hinsicht besteht der Unterschied zur konstruktivistischen Position einzig darin, dass der erkenntnistheoretische Realist seinen Erkenntnissen *E* noch etwas hinzufügt – je nach Spielart z.B. „wir glauben, das *E* wahr ist“ oder „wir glauben, dass sich die durch *E* ausgedrückten Dinge so oder so ähnlich verhalten“.

-
- Unterschiedliche erkenntnistheoretische Positionen haben keine zwingenden Auswirkungen auf die alltägliche wissenschaftliche Arbeit und die Methodenwahl. Über das Weltbild von Wissenschaftlern, die glauben, die Erkenntnistheorie würde dieses oder jenes erfordern oder verbieten (z. B. Verallgemeinerungen oder Regelmäßigkeiten), können solche Auswirkungen dennoch entstehen. Methoden sind Mittel und als solche für bestimmte Zwecke geeignet oder nicht. Die Frage nach den Zwecken (DN-Erklärung vs. Verstehen, Falsifikation oder Informationsgewinnung) spielt eine genauso große Rolle wie die Frage nach den geeigneten Mitteln. Diese Zwecke sind allerdings eher von der wissenschaftstheoretischen als von der erkenntnistheoretischen Position eines Wissenschaftlers abhängig.

 - Die Erkenntnistheorie liefert nicht also den Gegenstand, nicht die Fragestellungen und nicht die Methoden. Die nächsten Fragen sind daher: Wie kommen Geistes- *und* Naturwissenschaften zu ihren Gegenständen? Mit welchen Methoden werden sie untersucht? Antworten auf solche Fragen wurden insbesondere von der Wissenschaftstheorie gegeben, insbesondere in Verbindung mit der Entwicklung von Metatheorienauffassungen (Theorien über Theorien). Theorien sind sowohl Instrument zur Erzielung von Erkenntnissen als auch diejenige Entität, die diese verkörpert. Aus der analytischen Wissenschaftstheorie heraus entstand dabei (in sprachlicher Analogie zur Theoretizität der Beobachtung) die These von der *Theoretizität der Ontologie*: Sie besagt, dass Theorien ihre Gegenstände bestimmen. Begrenzt „kontrollierbar“ sind die ontologischen Behauptungen der Theorien einerseits holistisch (durch die aktuellen Theorien und ihre Vorgängertheorien), andererseits durch das Alltagswissen der Mitglieder der wissenschaftlichen Gemeinschaften. „Dazwischen“ könnte man die Anwendungsintentionen der Erfahrungswissenschaftler verorten, d.h. ihre Absicht, eine Theorie auf die soziale Realität anzuwenden). Auf diese Weise entsteht eine Verbindung zwischen konkreten Problemen oder Phänomenen und Theorien.

 - Die hermeneutischen oder auch sozial-konstruktivistischen Ansätze haben keine Metatheorienauffassung entwickelt. Dies ist möglicherweise der Grund dafür, dass sie das Objekt wissenschaftlicher Erkenntnis in den Konstruktionen 1. Ordnung erblicken (und in dem, was sich daraus für die soziale Realität ergibt). Was es gibt, bestimmt daher nicht die Theorie, sondern ist vorgegeben oder Voraussetzung sozialtheoretischer Analyse (die Konstruktionen 1. Ordnung). Dabei kommt es auch vor, dass der semantische Spielraum für wissenschaftliche Theorien auf das sozialtheoretisch Gegebene beschränkt wird. Ein entsprechendes methodisches Prinzip (wie das Adäquanzprinzip bei Schütz) ist aber nicht zwingend. Auch der Logische Positivismus hat in der Frühphase seiner Entwicklung Anstrengungen unternommen, die Semantik von Theorien auf das Gegebene (in diesem Fall über Sinnesdaten oder Beobachtungen vermittelt) zu beschränken. Diese Anstrengungen sind fehlgeschlagen.

-
- Für den Logischen Positivismus mit seinem Hintergrund in der Logik und Mathematik und seinem Fokus auf die Naturwissenschaften, wurden in Verbindung mit dem damaligen Ziel der Rückführung wissenschaftlicher Erkenntnis auf das Gegebene bestimmte Methoden und Konzepte entwickelt, wie z. B. operationale Definitionen, Reduktionssätze oder andere Formen von Brückenprinzipien. Unter Bezugnahme auf Logik und Mathematik wurden ebenfalls qualitative, komparative und quantitative Begriffe eingeführt. Vor diesem Hintergrund sind quantitative Begriffe die höchste Stufe der Begriffsentwicklung. Vergleichsweise negative Bewertungen qualitativer Methoden beruhen auf einer Selbstbeschränkung des Sinnverstehens auf Klassifikation und einer nach wie vor fehlenden Akzeptanz von allgemeinen Gütestandards.

 - Die Popper-Schule verfügt ebenfalls nicht über eine Metatheorienkonzeption. Die den Hypothesentests zugrunde liegenden Hypothesen haben häufig nur eine unzureichende Verankerung in den erfahrungswissenschaftlichen Theorien, d.h. sie sind aus diesen zumeist nicht deduzierbar. Falsifikationen der Hypothesen können deshalb auch nicht gegen die Theorie gerichtet werden. Unabhängig davon hat der Hypothesentest als Instrument der Gedankenkontrolle und Informationsgewinnung Bedeutung.

 - Die Methoden stehen also im Dienst der Erkenntnisgewinnung. Ob die Zwecke und Ziele, zu deren Erreichung die Methoden eingesetzt werden, sinnvoll sind oder nicht, dazu sagen Wissenschaftstheorie und Metatheorienkonzeptionen mehr als die Erkenntnistheorie.

5 Untersuchungsgegenstand und Informationsbedarf: Zur Relevanz von Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie für die Methodenwahl¹

Michaela Haase

„(D)er epistemologisch relevante Antagonismus in der Sozialforschung (besteht) nicht zwischen qualitativen und quantitativen und auch nicht zwischen standardisierten und nicht-standardisierten Untersuchungen, sondern zwischen hermeneutischen und szientistischen Methodologien und Methodiken“ (Hitzler/ Eberle 2003: 118).

5.1 Einführung

Dieser Beitrag befasst sich mit der Relevanz der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie für die Methodenwahl. Mit ihm sind die folgenden Ziele verbunden: Erstens soll betont werden, dass die Wahl der Forschungsmethoden – egal, ob mit quantitativem oder qualitativem Zuschnitt – in erster Linie von der Fragestellung und den Zielen einer empirischen Untersuchung abhängig ist. Zweitens (dies war auch ein Ziel des Workshops) soll hervorgehoben werden, dass die Methoden vor einem bestimmten wissenschaftshistorischen Kontext als Instrumente zur Beantwortung von Fragestellungen entwickelt wurden, die selbst in diesem Kontext zu verstehen sind. So ist es kein Zufall, dass Methoden, die auf das Erreichen allgemeinen und abstrakten Wissens zielen, vor dem Hintergrund einer bestimmten Theorieauffassung entwickelt wurden, die solches Wissen hoch bewertet. Für Methoden, die individuelle, kontextgebundene Interpretationen erfassen sollen, gilt dies gerade nicht. Sofern man auf allgemeines Wissen zielt, kann man Methoden aus dem ersten Bereich anwenden; sofern man Wissen nicht aus seinem Kontext lösen möchte bzw. abstraktes Wissen nicht anstrebt, wählt man Methoden aus dem zweiten Bereich.

¹ Eine vorangehende Fassung dieses Beitrags bildete die Grundlage für das Thesenpapier gleichen Titels in Kapitel 4.3.

Im obigen Zitat von Hitzler/ Eberle (2003) wird ein Antagonismus zwischen hermeneutischen und szientistischen Methodologien² und Methodiken³ festgestellt.

Negative Auswirkungen auf den Forschungsprozess sind dann zu erwarten, wenn ein nur vermeintlicher Antagonismus dazu führen würde, die Orientierung an Fragestellung und Informationsbedarf aufzugeben bzw. bestimmte Methoden nicht einzusetzen, obwohl dies möglich und sinnvoll wäre. Das gleiche wäre der Fall, wenn ein Antagonismus zwar vorhanden wäre, aber seine Auswirkungen auf die Wahl von Methoden nicht so weitreichend sind, wie vermutet. Eine Orientierung an Fragestellung und Informationsbedarf macht daher eine erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Reflexion von Methoden keineswegs überflüssig.⁴ Zwar kann ein geringes Verständnis der Zusammenhänge von Methodenwahl und philosophischen Voraussetzungen durchaus mit der Beherrschung von Methoden verbunden sein. Die weit verbreitete Kritik an einem unreflektierten Einsatz von Methoden zeigt aber die Grenzen solchen Vorgehens.⁵ Es ist anzunehmen, dass der Einsatz empirischer Methoden im Forschungsprozess zu besseren Ergebnissen führt, wenn ein Forscher nicht nur mit den Instrumenten und ihren Möglichkeiten vertraut ist: Wer auf empirischem Weg Informationen sucht oder Wissen zu generieren versucht und nicht weiß, was er suchen und auch erhalten kann, wird über „rigor“ beim Einsatz der jeweiligen Methode kaum hinauskommen. Der wichtigste Grund dafür, sich mit erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Aspekten der Methoden zu beschäftigen, besteht nicht darin, echte wie vermeintliche Antagonismen besser zu verstehen. Er besteht im Verständnis des Zusammenspiels von Theorie und Empirie.

Im Umkehrschluss kann man nicht sagen, dass erkenntnis- und wissenschaftstheoretisches Wissen zu „rigor“ beim Einsatz von Methoden befähigt. Es liefert auch keine einheitlichen Aussagen zur Interpretation empirischen Wissens. Aber es ist eine Voraussetzung dafür, eine Position beziehen zu können. Das Ergebnis einer solchen Reflexion kann die bestehende Praxis und ihr Verständnis verbessern. Dabei geht es um das Beziehen und Begründen einer Position gegenüber der bestehenden Praxis wie auch gegenüber einer kontingenten, aber nicht realisierten Praxis.⁶

² Strauss/Corbin (1998: 3) definieren „methodology“ als „a way of thinking about studying social reality“. „Methodologie“ wird auch synonym zu „Wissenschaftstheorie“ gesetzt, aber dann meist im engeren Sinn, d. h. ohne Berücksichtigung historischer, soziologischer oder politischer Aspekte verwandt.

³ Hier ist die Lehre von den Methoden und ihren Verwendungen gemeint; dies ist ein engerer Themenbereich als der mit „Wissenschaftstheorie“ bezeichnete.

⁴ Wenn z. B. Hathaway (1995: 555) betont, dass die Methodenwahl ein „understanding of the philosophical assumptions concerning reality, the role of the researcher, what is knowledge, and what are data“ erfordert, so kann dies als grundlegender Anspruch an jede Forschungsarbeit aufgefasst werden.

⁵ Vgl. z. B. McCloskey (1983), Zellner (1984), McCloskey/Ziliak (1996), Gigerenzer (2004).

⁶ Nur die eine oder andere Art von Methoden zu benutzen, kann zu begrenzten Resultaten führen. Vgl. z. B. Hathaway (1995: 556).

Aber nicht nur die Einnahme einer Position im Hinblick auf quantitative und qualitative Methoden ist erforderlich, diese Position muss auch konsistent sein. Wer sowohl quantitative als auch qualitative Methoden einsetzt, kann nicht, je nach Sachlage, die erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Position wechseln. Wenn man also den Informationsbedarf als ausschlaggebend für die Methodenwahl annimmt, dann müssen die erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Positionen in den Hintergrund treten können. Unter Anerkennung der Unterschiede ist eine Basis für die Anwendung der Methoden und eine konsistente Interpretation der dadurch erzielten Ergebnisse zu finden.

Im folgenden Abschnitt sollen die Hintergründe der Konflikte zwischen Hermeneutik und Szientismus näher betrachtet werden. Der Beitrag kommt zu dem Ergebnis, dass die stärksten Einflüsse der Erkenntnistheorie bzw. einem erkenntnistheoretischen Dualismus zuzusprechen sind.

5.2 Zu den Hintergründen des Antagonismus zwischen Hermeneutik und Szientismus

Obwohl Wilson (1982: 487) vor einem Vierteljahrhundert noch mutmaßte, dass „die Kontroverse um qualitative und quantitative Methoden (...) vielleicht die hartnäckigste in der Sozialwissenschaft“ ist, scheint sich hier eine Veränderung der Auffassungen vollzogen zu haben:⁷ Eine Charakterisierung von qualitativen und quantitativen Methoden als gegensätzlich ist danach verfehlt. Dies zeigt sich auch darin, dass „es bisher nicht gelungen ist, qualitative und quantitative Analyse definitorisch klar abzugrenzen“ (Mayring 2001: Abschnittsnummer 7) bzw. – im Hinblick auf die Methodiken – in der Existenz von „mixed methods“⁸. Mayring (2002: 19 ff.) stellt daher auch klar, dass die von ihm angeführten fünf Postulate qualitativen Denkens keine Alternative zu quantitativem Denken darstellen.

Ausgangspunkt dieses Abschnitts ist daher die These, dass hermeneutische und szientistische Methodologien und Methodiken im Gegensatz oder Konflikt zueinander stehen (Hitzler/Eberle 2003: 118). Mit dem Ausdruck „Szientismus“ ist die Auffassung verbunden, dass die vor dem Hintergrund der Naturwissenschaften und ihrer wissenschaftstheoretischen Probleme entwickelten Methoden allgemeine Anwendung auf alle Wissenschaften finden: „Die szientistische These besagt nur, daß (sic!) ... überall *echte Erkenntnis* (im Unterschied zu dem, was irrtümlich für Erkenntnis gehalten wird) *von der Art ist, wie wir sie in der Mathematik oder in den exakten Naturwissenschaften vorfinden*“ (Kamitz 1973: 22, Hervorhebung im Original).

⁷ Vgl. Mayring (2001: Absatznummern 2 und 3) für Hinweise.

⁸ Zu „mixed methodologies“ vgl. auch Tashakkori/Teddlie (2002).

Die Hermeneutik setzt gegen alle in den Naturwissenschaften eingesetzten Methoden das Verstehen. Sie kann als „Wurzel qualitativen Denkens“ (Mayring 2002: 13) angesehen werden: „Darunter (der Hermeneutik, M. H.) sind alle Bemühungen zu verstehen, Grundlagen wissenschaftlicher Interpretation zur Auslegung von Texten zu erarbeiten“. Mayring (ebd.) führt Beispiele für solche Ansätze innerhalb der Geisteswissenschaften an und skizziert die Entwicklungslinie der Hermeneutik von Illyricus, einem evangelischen Theologen aus dem 16. Jahrhundert, über Dilthey (19. Jahrhundert) bis zu den Ansätzen des 20. Jahrhunderts (insbesondere von Heidegger und Gadamer⁹). Er hält dann fest: „Den Grundgedanken dieser hermeneutischen Ansätze könnte man so skizzieren: Texte, wie alles vom Menschen Hervorgebrachte, sind immer mit subjektiven Bedeutungen, mit Sinn verbunden; eine Analyse der nur äußerlichen Charakteristika führt nicht weiter, wenn man nicht diesen subjektiven Sinn interpretativ herauskristallisieren kann“ (ebd.: 13 f.). Diesen subjektiven Sinn zu verstehen, kann als das Ziel solcher Analysen bezeichnet werden.

Mantzavinos (2006: 8 ff.) kennzeichnet den Verstehensbegriff bei Dilthey durch kommunikative Aspekte sowie durch Vorgänge des Hineinversetzens, Nachbildens und Nacherlebens sowie (hier wird der methodische Aspekt sichtbar) durch eine Analyse in wissenschaftstheoretischer Absicht. Insgesamt ist Mantzavinos zuzustimmen, das es bei Dilthey nicht deutlich wird, ob und inwiefern es sich beim Verstehen um eine wissenschaftliche Methode handelt. Ein maßgeblicher Punkt ist dabei, inwieweit das innere Erleben von Menschen durch andere Menschen erfasst und zum Ausgangspunkt von Erkenntnissen werden kann. Es ist unklar, inwiefern Verstehen einen privilegierten Zugang zu geistigen Tatsachen bieten kann.¹⁰ Der Verstehensbegriff von Dilthey und anderen ist insbesondere von Max Weber kritisiert worden. Weber (1973: 67 ff.) weist die Vorstellung zurück, dass Verstehen auf dem Hineinversetzen in andere beruht; er setzt einen auf Abstraktion und Urteilskraft basierenden Verstehensbegriff dagegen.

Wenn Hermeneutik und Szientismus so verstanden werden, dass Verstehen nur in den Geisteswissenschaften (und sonst keine andere Methode) eingesetzt werden kann bzw. nur in den Naturwissenschaften verbreitete Methoden (und sonst keine anderen) in den Geisteswissenschaften eingesetzt werden sollen, so kann man von einem Antagonismus sprechen. Dieser besagt bezüglich der Hermeneutik, dass in den Geisteswissenschaften nur Sinnverstehen möglich ist und dieses nur durch hermeneutische Methoden erfolgen kann. Die Anwendung anderer, nicht auf Verstehen zielende, Methoden ist nicht möglich ist (insbesondere, weil es dafür gar keine Anwendungen gibt). In Bezug auf die Naturwissenschaften beinhaltet eine solche Position, dass es keiner besonderen geisteswissenschaftlichen Methoden bedarf (weder des Verstehens, das methodisch angezweifelt wurde, noch irgendeiner anderen spezifisch geisteswissenschaftlichen), da sie nicht zu „echter Erkenntnis“ führen.

⁹ Vgl. Mantzavinos (2006) für eine Analyse der Konzeptionen von Dilthey, Heidegger und Gadamer.

¹⁰ Selbst, wenn dieser Zugang vorhanden wäre, wäre damit noch nicht automatisch die Geltung dieses Wissens gesichert (es sei denn, man könnte zeigen, einen Zugang zu einer sicheren Wissensquelle zu besitzen). Vgl. Mantzavinos (2006: 14).

Solche extremen Positionen sind keineswegs zwingend. Eine Hermeneutik, die der Auffassung ist, dass nur sie bzw. die verstehende Methode das Sinnverstehen in den Geisteswissenschaften ermöglicht, schließt nicht aus, dass auch quantitative Methoden in den Geisteswissenschaften eingesetzt werden können – wenn auch nicht mit dem Ziel des Sinnverstehens.¹¹ So können neben qualitative Methoden, die ihre Grundlage im Verstehen sehen, auch quantitative Methoden, die Regelmäßigkeiten erfassen und Erklärungen stützen, treten. Dies ist, wie sich weiter unten zeigen wird, auch mit der Annahme einer anti-realistischen Position in Bezug auf die Erkenntnistheorie vereinbar, da ja Regelmäßigkeiten angenommen bzw. „gefunden“ werden können ohne dass behauptet werden muss, dass sie „real“ im Sinne des Bestehens einer geistesunabhängigen objektiven Realität sind. Hermeneutische und szientistische Methodiken stehen dann nicht im Gegensatz zueinander, sondern haben das Potenzial, unterschiedlichen Informationsbedarf zu decken.

Es ist zu beachten, dass die szientistische These sich auf die *Klasse* der in den Naturwissenschaften verwandten oder möglichen Methoden bezieht (also qualitative Methoden nicht grundsätzlich ausschließt). Es bestehen jedoch die Klassifikationen der Wissenschaften reflektierende Zuordnungen von wissenschaftstheoretischen Auffassungen, die den Dualismus von Geistes- und Naturwissenschaft auf dieser Ebene fortsetzen. Die Zuordnung von quantitativen Methoden zum Positivismus und von qualitativen Methoden zu anti-positivistischen Positionen beruht darauf. Diese Zuordnung mag die Wissenschaftspraxis teilweise reflektieren.¹² Damit reflektiert sie aber, wie weiter unten noch diskutiert wird, eher die Interpretation der sozialen Realität durch wissenschaftliche Gemeinschaften (der Wissensproduktion und der historisch-pragmatischen Bedingungen, unter denen sie stattfindet) als einen Antagonismus, der aus Wissenschaftstheorie herrührt. Vor diesem Hintergrund kommt Hunt (2003: 218; Hervorhebung im Original) zu dem Schluss: „qualitative and quantitative methods are not even *rivals*. They are not, or at least should not be, *adversaries*. Rather, sometimes qualitative studies add to what we know from quantitative research and sometimes it is just the reverse. Therefore, rather than rivals, qualitative studies *complement* quantitative research.”¹³

Bezüglich der Methoden kann es gegensätzliche Auffassungen über die ihre *Eignung für die Erreichung bestimmter Ziele* und darüber, welcher Art der Beitrag einer Methode zur Zielerreichung ist, geben. So kann man bezweifeln, dass quantitative Methoden zum Sinnverstehen beitragen können. Aber auch die Sinnhaftigkeit von Zielen kann in Frage gestellt werden.

¹¹ Kelle/Erzberger (2003: 303) weisen darauf hin, dass das Konzept der Triangulation damit vereinbar ist, das mit quantitativen und qualitativen Methoden dasselbe soziale Phänomen, unterschiedliche Aspekte desselben Phänomens oder gar unterschiedliche Phänomene erfasst werden.

¹² Nach Hunt (2003: 199 und 220, Fußnote 2) ist in den Sozialwissenschaften, insbesondere im Marketing und in der Konsumentenforschung (consumer research), die Auffassung Konsens, dass die gegenwärtige Forschung durch den Positivismus dominiert wird.

¹³ Kelle/Erzberger (2003: 304) weisen darauf hin, dass der Einsatz qualitativer und quantitativer Methoden in einem Untersuchungsdesign zu *Ergebnissen* führen kann, die übereinstimmen, sich tendenziell ergänzen, sich aber auch widersprechen können.

Dies wurde oben anhand des Sinnverstehens bereits deutlich: Wenn Sinnverstehen in den Geisteswissenschaften kein (begründetes) Ziel ist, dann werden keine Methoden dafür benötigt. Wenn man es aber für ein begründetes Ziel hält, dann schließt das nicht aus, dass es noch andere begründete Ziele geben kann. Aber nicht nur mit Bezug auf Methoden und Untersuchungsdesign, auch mit Bezug auf die Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie kann die Sinnhaftigkeit von Zielen in Frage gestellt werden. Beispiele dafür sind das Streben nach Wahrheit oder Wahrheitsnähe oder die Suche nach Gesetz- oder Regelmäßigkeiten: Die Entwicklung von Begriffen zur Bestimmung der Wahrheitsähnlichkeit oder Wahrheitsnähe macht vor dem Hintergrund einer nicht-realistischen Position keinen Sinn;¹⁴ wer in den Geisteswissenschaften keine Gesetzmäßigkeiten annimmt, braucht auch keine Methoden für ihre Bestimmung.

Unvereinbarkeiten liegen nicht in den Methoden, sondern resultieren aus anderen Bereichen und werden auf die Methoden übertragen. Wie unten dargestellt wird, gibt es Positionen in der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, die nicht miteinander vereinbar sind (wie die Annahme einer realistischen und einer anti-realistischen Position). Diese Positionen sind aber keineswegs zwingend mit quantitativen oder qualitativen Methoden verbunden. Sie erzwingen keine Konsequenzen für die Praxis der Wissensproduktion. Da aber die Wissensproduktion nicht nur den Gesetzen der Logik folgt, sondern auch eine soziale Aktivität ist, haben sich solche Konsequenzen trotzdem entwickelt: Realistische Positionen werden in Verbindung mit quantitativen Methoden und „szientistischen“ Positionen in der Wissenschaftstheorie (bzw. dem Positivismus) gebracht und nicht- oder anti-realistische Positionen mit qualitativen Methoden bzw. der verstehenden Methode.

Es ist vermutlich nicht falsch, dass realistische Positionen heute stärker in den Naturwissenschaften verbreitet sind als in den Geisteswissenschaften¹⁵, dass qualitative Methoden eher in den Geistes- als in den Naturwissenschaften eingesetzt werden bzw. dass sich eher die Verwender der qualitativen Methoden als die Verwender der quantitativen Methoden nicht- oder anti-realistischen Positionen zuordnen lassen. Dadurch wird leicht übersehen, dass diese erkenntnistheoretischen Zuordnungen teilweise nicht zwingend, teilweise falsch sind. Die Zuordnung von Positivismus und Realismus (vgl. auch Hunt 2003: 206) ist verfehlt, da im frühen und Logischen Positivismus und der darauf beruhenden „szientistischen“ Wissenschaftstheorie realistische Positionen vorerst die Ausnahme waren.¹⁶ Sie beruht darauf, dass Positionen der analytischen Wissenschaftstheorie fälschlicherweise dem Positivismus zugerechnet werden (Haase 1998: 94 f.). Wie weiter unten noch deutlich wird, sind die frühen und Logischen Positivisten und die heutigen Radikalen Konstruktivisten erkenntnistheoretisch näher beieinander als man bei oberflächlicher Betrachtung vermuten würde.

¹⁴ Das schließt nicht aus, dass ein solcher Begriff in anderen Kontexten von Bedeutung sein kann.

¹⁵ Gibbons et al. (1994: 42) halten fest: „When they practise science, scientists behave as realists. They believe that some reality exists out there, with which they have established a suitable form of communication not only verbally or conceptually, but in a robust, technical sense as well“.

¹⁶ Innerhalb des Wiener Kreises (vgl. Stadler 1997) können die Positionen u. a. von Feigl, Kraft und Schlick dem erkenntnistheoretischen Realismus zugeordnet werden. Dabei stand das Anliegen im Vordergrund, Erkennen vom Erleben abzugrenzen.

5.3 Zur Rolle der Erkenntnistheorie

Lenzen (1980: 171) definiert mit Bezug auf die *Encyclopedia of Philosophy* den Begriff der Erkenntnistheorie wie folgt: „Epistemology, or the theory of knowledge, is that branch of philosophy which is concerned with the nature and scope of knowledge, its presuppositions and basis, and the general reliability of claims to knowledge“. Wissenschaftstheorie ist nach Lenzen ein Spezialfall einer allgemeinen Theorie des Wissens, nämlich des wissenschaftlichen Wissens. Als Gegenstand der Erkenntnis und Quelle des Wissens wird zumeist die Wirklichkeit genannt: „Erkenntnis wird ungefähr als Erfassen der ‚Wahrheit‘ und Wahrheit oft als ‚adaequatio mentis et rei‘ aufgefasst, d. h. unphilosophisch gesprochen als Übereinstimmung zwischen der Welt und unserem Bild von der Welt“ (ebd.: 173).

Unterschiede in den erkenntnistheoretischen Positionen äußern sich darin, welcher Art die angenommene Wirklichkeit ist und was von ihr als erkennbar gilt. Eine systematische Darstellung von Erkenntnistheorien folgt der Unterscheidung zwischen realistischen und idealistischen Theorien:

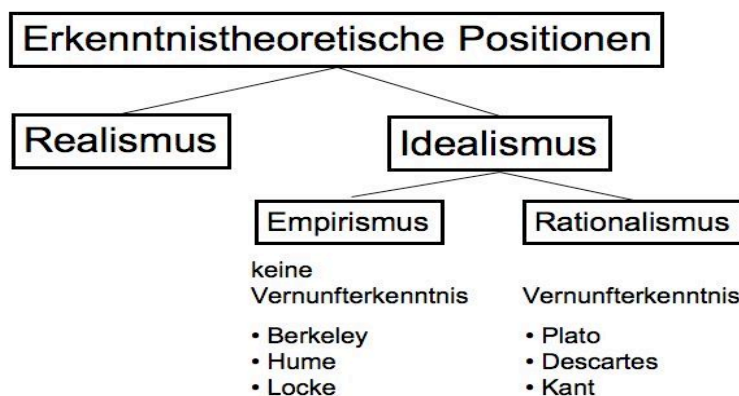


Abb. 1

Realistische Erkenntnistheorien gehen davon aus, dass es eine vom erkennenden Subjekt unabhängige Wirklichkeit gibt und dass der Gegenstand der Erkenntnis vom Erkenntnisvorgang unberührt bleibt. Eine Konsequenz dieser Position ist, dass eine Theorie wahr sein kann, unabhängig davon, ob das jemand glaubt. Vertreter idealistischer Positionen dagegen gehen davon aus, dass die Wirklichkeit sich erst im erkennenden Subjekt konstituiert (vgl. Lenzen 1980: 173). Eine zum erkennenden Subjekt externe Wirklichkeit, die unabhängig von der menschlichen Erkenntnis auf eine bestimmte Weise beschaffen ist, kann es danach nicht geben.

Idealistische Positionen werden weiterhin in empiristische und rationalistische Positionen unterteilt. Die Einteilung beruht auf unterschiedlichen Antworten auf die Frage nach der *Quelle* der Erkenntnis: Für Rationalisten (Plato, Descartes, Kant) ist es die Vernunft; für Empiristen (Hume, Berkeley, Locke) die Sinneswahrnehmung.¹⁷ Carnap (1966: 60 f.) führt die idealistische Position als Gegenbehauptungen zur „These des Realismus“ ein: „1. real ist nicht die Außenwelt selbst, sondern nur die Wahrnehmungen oder Vorstellungen von ihr („Nichtrealität der Außenwelt“); 2. real sind nur meine eigenen Bewusstseinsvorgänge, die sog. Bewusstseinsvorgänge der Anderen sind bloße Konstruktionen oder gar Fiktionen („Nichtrealität des Fremdpsychischen“)“.¹⁸ Beide Thesen, die realistische wie ihre Verneinung, liegen für Carnap (1966: 63 f.) „jenseits der Erfahrung und sind daher nicht sachhaltig“ und insofern nicht „wissenschaftlich sinnvoll (...): Das besagt nicht: die beiden Teilthesen seien falsch; sondern: sie haben überhaupt keinen Sinn, in Bezug auf den die Frage, ob wahr oder falsch, gestellt werden könnte“.

Die realistische Position kann anhand zweier Teilthesen (vgl. Devitt 1980) näher charakterisiert werden: Die erste Teilthese besagt, dass es eine objektive, externe und geistesunabhängige Wirklichkeit gibt, die zweite, dass diese erkennbar ist. Es ist möglich, die erste Teilthese anzunehmen und die zweite abzulehnen – aber nicht umgekehrt. Die beiden Adjektive „geistesunabhängig“ und „extern“ können dazu verwandt werden, um die Objektivität der Wirklichkeit zu charakterisieren, die durch die erste Teilthese festgeschrieben wird: geistesunabhängig und extern ist die Wirklichkeit, wenn sie bezüglich Existenz und Beschaffenheit von menschlichen Erkenntnismöglichkeiten und mentalen Zuständen unabhängig ist. Diese Form der Objektivität schließt eine mögliche objektive Existenz mentaler Entitäten aus.¹⁹ Angenommen wird im Realismus die geistesunabhängige (nicht mentale) Existenz einer materiellen oder physikalischen Welt.

Die erste Teilthese kann auch als ontologische Teilthese, die zweite als erkenntnistheoretische Teilthese des Realismus bezeichnet werden. Die Identifikation von „Wirklichkeit“ mit „objektiver Realität“ kann besagt noch nichts über das Ausmaß ihrer Erkennbarkeit. Anhand dieser beiden Teilthesen kann die Vielfalt realistischer Positionen nachgezeichnet werden (was hier aber nicht geschehen soll). Es ist allerdings bedauerlich, wenn Vertreter der Verstehenden Soziologie oder des Konstruktivismus in ihrer Kritik an realistischen Positionen nicht

¹⁷ Poppers Kritischer Rationalismus versuchte zwischen beiden Positionen zu vermitteln. Allerdings war Popper kein Idealist, sondern Realist. Es fällt jedoch auf, dass es bei Popper keine Auszeichnung von Theorien gibt, die Anlass zu Vertrauen in diese Theorie geben könnten (vgl. Devitt 1980: 24, Fußnote 3) und dass Popper die Ansicht der Logischen Positivisten, insbesondere von Carnap teilt, dass es sich beim Realismus um eine metaphysische Position handelt (Carnap 1966: 60 ff.). Devitt (1980: 18) dagegen fasst den Realismus als „overarching empirical hypothesis“ auf, der sich – zumindest in bestimmten Teilbereichen – als falsch herausstellen könnte.

¹⁸ Wie Carnap (1966: 60) darlegt, wird die These von der Nichtrealität des Fremdpsychischen nur von Vertretern einer radikalen Richtung des Idealismus, des Solipsismus, geteilt.

¹⁹ Devitt (1980: 13 f.) benennt als Beispiele Intuitionen, die noch nicht Gegenstand der Konzeptualisierung wurden (Kant) oder Sinnesdaten, die sich nicht im Wahrnehmungsprozess befinden (unsensed sense data) im Phänomenalismus.

auf die verschiedenen Spielarten des Realismus eingehen bzw. die realistische Position mit eher naiv realistischen Positionen und Szientismus gleichsetzen.²⁰

	a	b	c
Teilthese I	1 (Zelle 11)	1 (Zelle 12)	0 (Zelle 13)
Teilthese II	1 (Zelle 21)	0 (Zelle 22)	0 (Zelle 23)

Tabelle 1:
Mögliche Haltungen zu den beiden Teilthesen des Realismus²¹

Spalte **a** in Tabelle 1 subsumiert alle Positionen, die die objektive Realität in irgendeiner Form für erkennbar halten. Der „positive“ Extremfall ist der Naive Realismus, der „negative“ Extremfall, das, was Devitt (1980: 15) „weak realism“ nennt. Die letztgenannte Position ist „completely unspecific about what exists; it requires only that something *does*“ (ebd., Hervorhebung durch Devitt). Spalte **b** subsumiert Positionen, die eine objektive Realität annehmen oder für möglich, aber nicht für erkennbar halten. Spalte **c** steht für negative Haltungen gegenüber beiden Teilthesen – und damit für idealistische Positionen. Was in Spalte **c** nicht zum Ausdruck kommt, ist, dass es für den Idealisten durchaus eine Wirklichkeit gibt – aber eben nicht die, die der Realismus annimmt. Es handelt sich dabei – um auf die Kantsche Terminologie zurückzugreifen – nicht um die „Wirklichkeit an sich“, sondern um die „Wirklichkeit für uns“.²²

Nimmt man die erste Teilthese an, lehnt die zweite aber ab, so können die Konsequenzen einer solchen Haltung durchaus denen einer nicht-realistischen Position entsprechen. Auf diese Weise könnte selbst auf der Grundlage einer konstruktivistischen Position die erste Teilthese des wissenschaftlichen Realismus akzeptiert werden – weil sie für Wissenschaftstheorie und Methodik folgenlos bleibt. Der „untere Rand“ (wenn man den naiven Realismus als „oberen Rand“ bezeichnet) der auf der einen Seite durch Zelle 21 (**a**, II, 1) und auf der anderen Seite durch Zelle 22 (**b**, II, 0) symbolisierten Positionen können kaum unterscheidbar sein. Auch (**b**, II, 0) und **c** unterscheiden sich kaum. Aus diesem Grunde möchte Devitt (1980) den „unteren Rand“ von (**a**, II, 1) bzw. „weak realism“ aus dem Spektrum der realistischen Positionen ausschließen: „The weak realist’s world is one that perhaps even Nelson Goodman would allow, a world ‚without kinds or order or motion or rest or pattern‘. As Goodman points out, this ‘world is not worth fighting for’ (1978, p.20). What difference does believing in it make? It is a world we cannot know about

²⁰ In Helle (1999: 4) findet sich dafür ein Beispiel, da dort der „szientistischen“ Position zugeschrieben wird, dass sie „Theorien als Modelle der Wirklichkeit“ betrachte und die „Vorlage möglichst getreu nachgebildet“ werden soll.

²¹ „1“ steht für „ja“, „0“ für „nein“.

²² Als „Wirklichkeit für uns“ ist auch das Gegebene im Positivismus aufzufassen.

or talk about. It cannot play a role in explaining any phenomenon. It is an idle addition to idealism: anti-realism with a fig-leaf“ (Devitt 1980: 15).²³

5.3.1 Zur Wirklichkeit von Positivismus und Radikalem Konstruktivismus

Eine Gleichsetzung von Positivismus und Realismus ist falsch. Nach Abb. 1 zählt der Positivismus zu den idealistischen Positionen. Es ist daher nicht verwunderlich, dass Radikaler Konstruktivismus und Positivismus im Hinblick auf die erste und zweite Teilthese des wissenschaftlichen Realismus Parallelen aufweisen. Der Radikale Konstruktivismus lehnt die Existenz einer Außenwelt nicht ab; er würde aber nicht für sie „kämpfen“²⁴; für den Positivismus dagegen ist die Annahme einer Außenwelt Metaphysik (Carnap 1966). Bezogen auf Tabelle 1 ließe sich der Radikale Konstruktivismus bei Spalte **b** oder **c** und der Positivismus bei **c** verorten.

Während der Positivismus in Bezug auf die Teilthese 1 radikaler ist als der Radikale Konstruktivismus, sind sich beide Positionen in den Konsequenzen bezüglich Teilthese 2 ähnlich: Der Radikale Konstruktivismus behauptet, dass eine objektive geistesunabhängige Außenwelt, selbst wenn sie existierte, nicht erkennbar wäre: Erkenntnis ist „eingeschlossen“ in der menschlichen Konstruktion; die Außenwelt bzw. Systemumwelt liefert ein „Feedback“ zu den auf den Konstruktionen beruhenden menschlichen Aktionen, das – analog zu den Reizen der Nervenzellen, die sich nur durch die Intensität, nicht durch die Qualität unterscheiden – keine qualitative Differenzierung erlaubt. Der frühe Sinnesdaten-Positivismus (z.B vom Mach) nimmt an, dass Erkenntnis bzw. Wissen auf den Wahrnehmungen der Sinnesorgane beruht; diese liefern jedoch keineswegs ein Abbild der Außenwelt²⁵ (vgl. Kamitz 1973: 68 ff.). Wie auch der Radikale Konstruktivismus ist auch der Positivismus keine rein philosophische Erkenntnistheorie, sondern eine physiologisch-psychologisch-philosophische Erkenntnistheorie (der Radikale Konstruktivismus dagegen hat Wurzeln in der Biologie oder Neurologie). Der Unterschied zwischen frühem Positivismus und Radikalem Konstruktivismus besteht darin, dass letzterer bei den Reizen der Nervenzellen keine qualitative Differenzierung erlaubt, während ersterer ein *Gegebenes* annimmt, welches auf der Grundlage einer qualitativ differenzierenden Sinneswahrnehmung (die z. B. zwischen Farben und Geräuschen unterscheidet) konstituiert wird.

²³ Devitt bezieht sich auf Nelson Goodmans „Ways of Worldmaking“ (1978), Indianapolis: Hackett.

²⁴ „Mit Berkeley stimmt der Radikale Konstruktivismus darin überein, dass es unvernünftig wäre, etwas die Existenz zu bescheinigen, was nicht oder nicht irgendwann wahrgenommen werden kann/könnte“ (Glaserfeld 1992, zitiert nach Flick 2003: 154).

²⁵ Von der Außenwelt handeln diejenigen empirischen Aussagen, die „nicht von den eigenen oder fremden Bewusstseinsvorgängen handeln“ (Kamitz 1973: 38).

Auf dieses Gegebene müssen die gedanklichen Konstruktionen zurückführbar sein.²⁶ Das Gegebene jedoch ist nicht das Kantsche „Ding an sich“, sondern ein „Ding für uns“.

Während der Realist gerade nicht auf der Ebene der Erscheinungen, der Phänomene etc. stehen bleiben will, sondern so gut wie möglich die „dahinter liegende“ Wirklichkeit oder wenigstens deren Strukturen erkennen will, beruht im Positivismus das nicht hintergehbare Gegebene auf Sinneswahrnehmungen. Erst in der Spät- und Auflösungsphase des Logischen Positivismus kam es in Verbindung mit dem Received View, der Theorieauffassung des Logischen Positivismus, zur Entwicklung und Verbreitung realistischer Positionen, wie dem Wissenschaftlichen Realismus (Boyd 2002). Insbesondere Carnap, der die Entwicklung des Received View mehr als jeder andere Philosoph beeinflusst hat, war kein Realist. Die erkenntnistheoretische Position des Realismus gewann bezüglich des Received View (im Anschluss an Hempels Arbeiten zum Problem der theoretischen Terme) erst an Boden als sich der Logische Positivismus schon dem Ende seiner Entwicklung näherte bzw. von einer wissenschaftstheoretischen Schule in eine Art und Weise Philosophie zu betreiben überging (die analytische Philosophie).

5.3.2 Zum erkenntnistheoretischen Dualismus zwischen Natur- und Geisteswissenschaft

Wie sich aus der Charakterisierung der ersten Teilthese des Realismus ergab, ist nach realistischer Auffassung die objektive Realität nicht-mentaler Art (weder subjektiv noch objektiv mentaler Art und auch die Welt ist nicht aus Geist aufgebaut). Die Wirklichkeit ist wie sie ist – unabhängig von menschlichem Wissen über sie. Spalte **c** in Tabelle 1 beinhaltet eine Ablehnung der ersten und der zweiten Teilthese des wissenschaftlichen Realismus und damit auch die Ablehnung der Annahme einer geistesunabhängigen externen objektiven Wirklichkeit. Das bedeutet jedoch nicht, dass gar keine Wirklichkeit angenommen wird. Die Ablehnung von Teilthese 1 ermöglicht die Annahme von Wirklichkeiten, die durch die Attribute geistesabhängig, intern oder subjektiv gekennzeichnet sind.

²⁶ „Um die Erkenntnisinhalte zu analysieren, muss die Erkenntnistheorie die Gegenstände (Begriffe) der (Real-)Wissenschaft in ihren verschiedenen Gebieten (Natur- und Kulturwissenschaften) untersuchen. Und zwar muss sie feststellen, auf welche anderen Gegenstände die Erkenntnis irgendeines Gegenstandes ‚zurückgeht‘. Es geschieht somit eine Analyse der Gegenstände, die ‚höheren‘ werden auf ‚niedere‘ zurückgeführt. Die nicht weiter rückführbaren Gegenstände heißen die ‚(erkenntnistheoretisch) grundlegenden‘ Gegenstände“ (Carnap 1966: 10).

Die Annahme von zwei Wirklichkeiten laut Tabelle 1 bezieht sich auf alle Wissenschaften. Alle können in Spalte **c** mit eigenen Wirklichkeiten aufwarten. Mit der Entwicklung der Geisteswissenschaften²⁷ und als Folge ihrer wissenschaftstheoretisch-methodischen „Emanzipation“ von den Naturwissenschaften werden die „ways of worldmaking“ sortiert: Wie in Tabelle 2 dargestellt, werden die Wirklichkeit von Teilthese 1 den Naturwissenschaften und diejenigen Wirklichkeiten, die auf der Verneinung von Teilthese 1 beruhen, den Geisteswissenschaften zugesprochen:

NW	a	b	c		GW	a	b	c
Teilthese I	1	1			Teilthese I			0
Teilthese II	1	0			Teilthese II			0

Tabelle 2:
Annahme gesonderter objektiver Wirklichkeiten für Natur- und Geisteswissenschaften
(NW bzw. GW)

Tabelle 2 zeigt bezüglich der Geisteswissenschaften nur die Abgrenzung zu den Naturwissenschaften. Die beiden Werte in der Spalte **c** im rechten Teil der Tabelle sind Ausdruck der Negation der Annahme einer objektiven Realität, aber nicht von anderen Wirklichkeiten (der sprachlichen Einfachheit halber wird nachfolgend auch hier nur von einer geisteswissenschaftlichen Wirklichkeit gesprochen). Die Geisteswissenschaften befassen sich mit einer Wirklichkeit, die auf der geistigen Tätigkeit des erkennenden Subjekts beruht. Diese geisteswissenschaftliche Wirklichkeit ist daher *nicht* geistesunabhängig und insofern nicht objektiv; sie wird damit in den Gegensatz zu einer als objektiv aufgefassten Wirklichkeit der Naturwissenschaften gestellt. Natur- und geisteswissenschaftliche Wirklichkeit werden als nebeneinander existierend gedacht, wodurch der Dualismus von Natur- und Geisteswissenschaft betont wird. Man kann so in den Naturwissenschaften Wissen über eine geistesunabhängige externe objektive Außenwelt erzielen, während die geisteswissenschaftliche Erkenntnis sich auf eine Wirklichkeit bezieht, für die diese Attribute nicht zutreffen.

²⁷ Dilthey, der diesen Begriff prägte, hat auch die Disziplinen dazu gezählt, die heute als „Sozialwissenschaften“ bezeichnet werden. Vgl. Apel (1980: 247), wonach nach Dilthey zu den Geisteswissenschaften diejenigen Wissenschaften zählen, „welche die *Ordnungen des Lebens* in Staat, Gesellschaft, Recht, Sitte, Erziehung, Wirtschaft, Technik und die *Deutungen der Welt* in Sprache, Mythos, Kunst, Religion, Philosophie und Wissenschaft zum Gegenstand haben“. Apel zitiert Rothacker, E. (1926): Logik und Systematik der Geisteswissenschaften, München, S. 3.

Kaum jemand wird bestreiten, dass beträchtliche Unterschiede zwischen Natur- und Geisteswissenschaften bestehen, die sich aus dem Gegenstand ergeben und auch die Verwendung unterschiedlicher Methoden erfordern. Diese Unterschiede rechtfertigen jedoch nicht die Annahme einer realistischen Position (Annahme von Teilthese I und II) in Verbindung mit einer naturwissenschaftlichen Wirklichkeit und *zugleich* die einer nicht-realistischen Position (Ablehnung von Teilthese I und II bzw. nur von Teilthese II) in Verbindung mit einer geisteswissenschaftlichen Wirklichkeit. Sofern sich die Erkenntnistheorie mit den Voraussetzungen und Möglichkeiten menschlicher Erkenntnis befasst, bezieht sie sich auf alle Wissenschaften. Wenn Menschen nur zu erkennen vermögen, was vor ihrem Bewusstsein als Realität erscheint, dann hat das Konsequenzen nicht nur für die Geistes-, sondern auch für die Naturwissenschaften.²⁸ Umgekehrt: Wenn es eine objektive, geistesunabhängige Wirklichkeit gibt, dann auch für die Geisteswissenschaften. Positionen, die bezüglich der Naturwissenschaften von einer objektiven geistesunabhängigen Realität ausgehen, dies aber bezüglich der Geisteswissenschaften ablehnen, sind nicht konsistent.

Unten werden zwei Möglichkeiten diskutiert, die zur Vermeidung eines Widerspruchs hervorgebracht werden können.

Möglichkeit 1

Eine Möglichkeit könnte in der Einschränkung der realistischen Position, z. B. auf einen „common-sense realism“ (CSR), gesehen werden (a, II, 1^{CSR}). Der Realist muss ja keinesfalls gegenüber allen möglichen Entitäten ein Commitment eingehen. Er kann sich auf das beschränken, was im „common sense“ als existierend angenommen wird²⁹ oder auf das, was beobachtbar oder „tangible“ (Hunt 2003: 291³⁰) ist. Der Wissenschaftliche Realismus [darstellbar als (a, II, 1^{SR})³¹] dagegen beinhaltet auch eine Verpflichtung gegenüber den „meisten“ unbeobachtbaren³², durch wissenschaftliche Theorien spezifizierten Entitäten (vgl. Devitt 1984: 22, Boyd 2002). Dabei kann ein Unterschied gemacht werden in der ontologischen Verpflichtung gegenüber Entitäten, die in verschiedenen Theorien und über einen längeren Zeitraum relevant sind bzw. die auch in instrumentellen Zusammenhängen Bedeutung haben (z. B. Elementarteilchen) gegenüber Entitäten, die erst seit kurzer Zeit bzw. von umstrittenen Theorien spezifiziert werden (z. B. Strings oder Paralleluniversen).

²⁸ Insofern kann man die Entstehung des Radikalen Konstruktivismus als eine „nachholende Entwicklung“ in Richtung auf eine Vereinheitlichung der Wirklichkeitsauffassungen in Geistes- und Naturwissenschaft auffassen.

²⁹ Vgl. das Beispiel von Devitt (1984: 22): „trees objectively exist independently of the mental“.

³⁰ Sozialwissenschaftliche Theorien könnten sich auf die Existenz von Menschen verpflichten: „people occupy central positions, and people are, to say the least, *tangible*“ (Hunt 2003: 291; Hervorhebung im Original).

³¹ SR = Scientific Realism.

³² Diese Unterscheidung folgt der Entwicklung des Received View bzw. der durch den Logischen Positivismus entwickelten Theorieauffassung.

Im Hinblick auf die Wirtschaftswissenschaft könnte Wissenschaftlicher Realismus z. B. bedeuten, dass sich Wirtschaftswissenschaftler auf die Existenz von Märkten, Organisationen, Präferenzen oder Dienstleistungen verpflichten oder teilweise verpflichten.

CSR hat den Vorteil, dem von Putnam vorgebrachten Argument der Meta-Induktion zu entgehen: „The entities of present theories do not exist from the perspective of some theory we shall adopt in the future. So we have no reason to suppose these entities exist. Anti-realism would be more plausible than realism” (Devitt 1984: 17). Allerdings ist dieses „Entkommen” nur *prima facie*, da die Common-Sense-Entitäten zwar nicht den ontologischen Behauptungen aktueller Theorien entsprechen, aber kaum unabhängig von jeder Form von Theorien sind.

CSR beruht also darauf, dass der realistische „claim“ auf Common-Sense-Entitäten eingeschränkt wird. Auf dieser Grundlage ließe sich eine geisteswissenschaftliche Wirklichkeit entfalten, gegenüber der keine Verpflichtungen eingegangen werden. Der oben genannte Widerspruch in der erkenntnistheoretischen Haltung gegenüber Natur- und Geisteswissenschaften wird dadurch vermieden, dass der Geisteswissenschaftler Realist ist, der realistische „claim“ aber auf Commons-Sense-Entitäten beschränkt wird.

Möglichkeit 2

Die zweite Möglichkeit, einen Widerspruch zu vermeiden, besteht in der Annahme einer anti-realistischen Position (Spalte c). Nicht-Realismus heißt für die Geisteswissenschaften, dass eine objektive soziale Realität angenommen werden kann, die *nicht* geistesunabhängig ist. Die Gegenstände der sozialen Realität sind somit nicht unabhängig davon, was wir von ihnen wissen.

Für den Geisteswissenschaftler heißt das, dass die Annahme von CSR nicht möglich ist. Die anti-realistische Position beinhaltet nicht, dass die Wirklichkeit der Geisteswissenschaften nicht objektiv bzw. nicht extern ist. Objektive Existenz kann mit Geistesabhängigkeit einhergehen, da es objektives Mentales (z. B. die eingeborenen Ideen bei Plato) geben kann. Die verstehende Methode in den Geisteswissenschaften sollte gerade die Beschränktheit der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis auf das Eigenpsychische aufheben. Das hermeneutische Verstehen und der Wechsel zu einer physikalischen Dingsprache im Positivismus können als unterschiedliche Antworten auf dasselbe Problem aufgefasst werden, nämlich des Problems des Fremdverstehens psychischer Vorgänge. Verstehen (zumindest bei Dilthey) wie auch der Physikalismus sind Versuche, der subjektivistischen eigenpsychischen Erkenntnisbasis zu entkommen.³³

³³ Der Positivismus war um eine Wissenschaftssprache bemüht, deren Grundbegriffe sich nicht auf Eigenpsychisches beziehen: „Nach Carnap hat eine physikalische Sprache gegenüber einer Erlebnissprache den Vorteil, dass die in physikalischer Sprache beschriebenen Ereignisse prinzipiell von jedem Benutzer dieser Sprache beobachtet werden können und daher die in physikalischer Sprache formulierten Aussagen *intersubjektiv nachprüfbar* sind“ (Kamitz 1973: 159, Hervorhebung im Original).

Mit Bezug auf den Gegenstand der Geisteswissenschaften kann man festhalten, dass der CSR für sie bestenfalls irrelevant und der Wissenschaftliche Realismus nicht plausibel ist, wenn man annimmt, dass das, was ist, erst durch den Sinn, der ihm zugesprochen wird, ist. Damit können geistige Gegenstände zwar objektiv, aber nicht unabhängig davon sein, was wir von ihnen wissen.

Um zu der Frage zurück zu kommen, inwieweit sich ein erkenntnistheoretischer Antagonismus zwischen Hermeneutik und Szientismus auf die Methodenwahl auswirkt, können jetzt zwei Kriterien angegeben werden:

- K1: Methoden, die die Existenz einer objektiven Realität voraussetzen, sind in den Geisteswissenschaften nicht anwendbar.

- K2: Methoden, die zur Gewinnung von Informationen oder Erkenntnissen führen, die für die Geisteswissenschaften irrelevant sind, sind in den Geisteswissenschaften nicht sinnvoll einsetzbar.

Da die Anwendung quantitativer Methoden nicht die Annahme einer realistischen Position voraussetzt, trifft K1 nicht zu. Realistische Position sind zwar heutzutage³⁴ bei Naturwissenschaftlern weit verbreitet – aber auch Naturwissenschaftler bzw. auch Wissenschaftler, die quantitative Methoden verwenden, können Nicht-Realisten sein. K2 ist Gegenstand des nächsten Abschnitts: Dort wird diskutiert, ob aus der Wissenschafts- und Erkenntnistheorie hervorgeht, dass die Verwendung quantitativer Methoden in den Geisteswissenschaften nicht sinnvoll ist.

5.4 Wissenschaftstheorie und Methodenwahl

5.4.1 Die Wissenschaftstheorie des Logischen Positivismus

Eine Unterscheidung zwischen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie erfolgte erst ab etwa 1920 mit der Entstehung des Wiener Kreises. Die Wissenschaftstheorie befasst sich mit einer besonderen Form der Erkenntnis, nämlich der wissenschaftlichen Erkenntnis. Da diese in Theorien verkörpert ist, ist die Analyse der wissenschaftlichen Erkenntnis von der Analyse wissenschaftlicher Theorien nicht zu trennen. Es ist daher kein Zufall, dass mit der Entwicklung der Wissenschaftstheorie auch die einer Theorieauffassung, einer Theorie über Theorien, einherging.

³⁴ Vor der Entwicklung des Wiener Kreises waren in Deutschland Neo-Kantianische Positionen stark vertreten (vgl. Stadler 1997: 82), die sich insbesondere mit mechanisch-materialistischen Auffassungen auseinandersetzten.

Ein Teil der Wissenschaftstheorie ist die Theorie der Begriffsformen (Carnap 1969: 59 ff., Stegmüller 1980: 61) bzw. eine Begriffshierarchie, die (aufsteigend) von klassifikatorischen (qualitativen) Begriffen über komparative Begriffe zu quantitativen Begriffen führt.³⁵ Die Assoziation dieser Begriffshierarchie mit einem Werturteil bezüglich der Güte von Methoden, die qualitative, komparative oder quantitative Begriffe verwenden, hat vermutlich mit zu einer Minderbewertung von qualitativen gegenüber quantitativen Methoden beigetragen. Wilson (1982: 492) begründet das Vorurteil, „daß (sic!) quantitative den qualitativen Methoden grundsätzlich überlegen seien“ mit der Annahme, dass die theoretisch und methodologisch interessanten Dinge eben mit quantitativen Methoden erforscht würden. In analoger Weise kann auch Mantzavinos (2006: 18) verstanden werden: Wenn man sich, wie die Hermeneutik, nur mit der Frage befasst „Was ist x?“ (wobei die Hermeneutik auf diese Frage die Antwort „x ist eine geistige Tatsache“ gibt), kommt man über eine Klassifikation, nämlich die Einordnung von Objekten in Klassen, nicht hinaus. Ob es gelingt, einen Grundbereich in Äquivalenzklassen zu zerlegen (qualitative Begriffe) und ob es zusätzlich möglich ist, die Äquivalenzklassen zu ordnen oder Funktionen zu bilden (komparative und quantitative Begriffe), hat nichts damit zu tun, ob es sich um natur- oder geisteswissenschaftliche Begriffe handelt. Nachteilig wäre es für die Geisteswissenschaften, wenn komparative und quantitative Begriffe nicht gebildet werden, obwohl dies möglich und sinnvoll ist.

Die Theorieauffassung des Logischen Positivismus, der Received View, entwickelte sich in enger Anlehnung an oder in enger Verbindung einerseits mit Naturwissenschaften, andererseits mit Logik und Mathematik. Der Received View war durch die Probleme und Fragestellungen, die sich aus der Beschäftigung mit diesen Disziplinen ergaben, geprägt. Die Wissenschaftstheorie befasst sich nicht nur mit Theorien und der in ihnen verkörperten Erkenntnis, sondern auch damit, wie diese mit anderen Quellen der Erkenntnis zusammenhängt. Allgemein formuliert kann Erkenntnis auf Theorien und auf das, was außerhalb von Theorien gegeben ist, zurückgeführt werden.³⁶ Diese Gegenüberstellung findet sich bereits bei August Comte, der sich der Entwicklung einer antimetaphysischen, positivistischen Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie verschrieben hatte: Dabei wird die starke Rolle der Tatsachen wird durch eine ebenso starke Rolle der Theorie „ausbalanciert“.

³⁵ So führt Stegmüller (1980: 62) qualitative oder klassifikatorische Begriffe als „primitivste Stufe“ und „quantitative Begriffe als „höchste Stufe wissenschaftlicher Begriffsformen“ ein. Er betont zudem: „Die alltägliche Weltbetrachtung ist vorwiegend qualitativ, die physikalische dagegen rein quantitativ“ (ebd.: 61).

³⁶ Die starke Rolle der Tatsachen gegenüber der Theorie bzw. die Gegenüberstellung von Theorie und Empirie als voneinander völlig unabhängige Dinge wurde 1958 durch Hansons These von der Theoretizität der Beobachtung relativiert. Wissenschaftliche Realisten wie Popper oder Boyd unterstützen diese Argumentation: „Almost all of the methods scientists actually use in conducting experimental or observational studies are theory-dependent: they depend for their justification on knowledge reflected in previously established theories“ (Boyd 2002: 3).

Die Entwicklung des Received View ist durch den Versuch der Vermittlung von allgemein-abstrakter Erkenntnis und erst persönlich-subjektiv, später auch intersubjektiv, etablierter Tatsachen gekennzeichnet. Die empiristische Tradition, aus der der Positivismus hervorging, betonte bezüglich der Empirie die subjektive Sinneswahrnehmung. Später erfolgte eine Objektivierung auf Beobachtungssätze. Ausgehend vom Sinnesdatenpositivismus von Mach über Protokoll- bis hin zu Beobachtungssätzen werden den Theorien als Verkörperungen wissenschaftlicher Erkenntnis Aussagen über das Gegebene gegenübergestellt. Ursprünglich wurde dabei verlangt, dass die theoretische Erkenntnis zur Gänze auf das Gegebene rückführbar sein sollte. In Verbindung mit der Ausformulierung der Theorienkonzeption (des Received View) wurde aber deutlich, dass die Rückführung aller gedanklichen Konstruktionen bzw. Theorien auf ein Gegebenes nicht durchführbar ist.

Die Wissenschaftstheorie des Logischen Positivismus betont die Rolle von Theorien für die Formulierung und Erzielung von wissenschaftlichen Erkenntnissen. Sie beruht aber nicht auf einem erkenntnistheoretischen Realismus, d. h. sie verlangt nicht, dass sich diese Erkenntnisse auf eine objektive, geistesunabhängige Wirklichkeit beziehen. Der Received View, die vom Logischen Positivismus entwickelte Theorieauffassung, ist epistemologisch neutral. Das heißt aber auch, dass die Methoden, die auf seiner Grundlage entwickelt wurden, in dieser Hinsicht neutral sind. Die Schlussfolgerung, die sich bezüglich K2 (vgl. 5.3.2) bereits im Hinblick auf die Erkenntnistheorie ergab, wird auch durch die Wissenschaftstheorie gestützt.³⁷ Dies trifft auch auf den Kritischen Rationalismus und die in diesem Kontext entwickelten oder präferierten Methoden zu – obwohl Popper Realist war.³⁸

5.4.2 Erkenntnistheorie und Methode

Ein erkenntnistheoretischer Dissens hat dann Auswirkungen auf die wissenschaftstheoretische Position oder die Methodenwahl, wenn – wie in K2 – formuliert – die Wahl bestimmter Ziele als unsinnig oder der Einsatz bestimmter Methoden als unzweckmäßig kritisiert wird. Das kann z. B. der Fall sein, wenn Verstehen und Erklären einander gegenübergestellt werden und Vertreter der verstehenden Richtung keine Hypothesen und Theorien aufstellen bzw. entwickeln wollen, weil sie der Auffassung sind, dass es gar keine (oder auch nur in den Geistes-

³⁷ Nicht alle Theorieauffassungen sind epistemologisch neutral. Vgl. z. B. Suppe (1989) bzw. die Diskussion des Ansatzes in Haase (1995).

³⁸ Popper, obwohl involviert in den so genannten Positivismusstreit, war nie ein Positivist, sondern von Anfang an Kritiker positivistischer Positionen. Die Differenzen beruhen u. a. auf Poppers Abneigung gegenüber der Verwendung von Logik und Mathematik bei der Repräsentation wissenschaftlicher Erkenntnis bzw. auf seiner Betonung der Bedeutung der Alltagssprache für die Wissenschaftstheorie sowie in der Annahme von Falsifizierbarkeit als Abgrenzungskriterium gegenüber pseudo- und vorwissenschaftlichen Sätzen (Popper 1989: 82 ff.).

oder Sozialwissenschaften) keine Gesetzmäßigkeiten oder Quasi-Gesetzmäßigkeiten³⁹ gibt, die für Erklärungszwecke herangezogen werden könnten. Wenn Vertreter der verstehenden Methode aus dem oben genannten Grund keine Hypothesen und Theorien aufstellen bzw. entwickeln wollen, dann bestehen unterschiedliche Auffassungen darüber, was in den Natur- oder Geisteswissenschaften grundsätzlich als erkennbar gehalten wird und welche Methoden als geeignet angesehen werden: verstehende und erklärende Methode werden in Gegensatz zueinander gebracht (vgl. Apel 1980: 247) und der Dissens erkenntnistheoretisch begründet.

Wie bereits Max Weber in seinen Arbeiten zum Idealtypus deutlich machte, ist es nicht zwingend, Verstehen und Erklären als Gegensatzpaar zu sehen. Dabei scheint es einfacher zu sein, Aspekte des Verstehens in die erklärende Methodik einzuordnen als umgekehrt. So kommen Schnell et al. (1999: 102) u. a. zu dem Ergebnis, dass Verstehen „eine äußerst wichtige heuristische Quelle für Hypothesen und Theorien in den Sozialwissenschaften“ sei, aber keine Vorzüge gegenüber einer DN-Erklärung aufweise, insbesondere nicht um allgemeine Aussagen herumkomme. Obwohl es weiter gehender Analysen bedürfte um zu ermitteln, in welchem Verhältnis qualitative Methoden und das hermeneutische Verstehen heutzutage gesehen werden können bzw. was unter „Verstehen“ zu verstehen ist, können qualitative Methoden sowohl von Natur- als auch von Geisteswissenschaftlern eingesetzt werden.⁴⁰ Für die Bewertung von K2 spielt es keine Rolle, ob die Mehrzahl der Geisteswissenschaftler über das Verstehen hinaus gehende Erklärungsziele akzeptiert oder die Mehrzahl der Naturwissenschaftler auch das Verstehen als Methode der Erkenntnisgewinnung betrachtet. Entscheidend ist, dass es eine potenzielle nicht-leere Schnittmenge von Methoden gibt, die von den Vertretern beider Lager eingesetzt werden können (vgl. auch die Beispiele am Schluss von 5.4.4).

5.4.3 Theorieauffassung und Methode

Die frühe Wissenschaftstheorie des Logischen Positivismus hat zugleich eine Metatheorienkonzeption hervorgebracht, während dies für die Hermeneutik oder den Konstruktivismus nicht zutrifft. Eine Metatheorienkonzeption – als Theorie über Theorien – befasst sich mit denjenigen Entitäten, die die natur- und geisteswissenschaftlichen Erkenntnisse verkörpern und ausdrücken. Es ist sicher auch der engen Verbindung zwischen der frühen Wissenschaftstheorie und

³⁹ Darunter sind Sätze zu verstehen, an die geringere Anforderungen bezüglich der Behauptungsreichweite gestellt werden als an Gesetze, die „immer und überall“ gelten sollen.

⁴⁰ Ein Beispiel für eine Rolle von Intuition in den Naturwissenschaften ist die Position von Henri Bergson (1859 – 1941). Wie Kamitz (1973: 38) dargestellt, war dieser „der Meinung, daß (sic!) die auf Verstand und Sinneswahrnehmung gegründete wissenschaftliche Erkenntnis nur ein grobes und für rein praktische Zwecke brauchbares Bild der Wirklichkeit zeichne, und daß für eine adäquate Erfassung von Entwicklungsprozessen, etwa in der organischen Natur, eine besondere Art der Erfahrung vonnöten sei, die er ‚Intuition‘ nannte (wobei dieses Wort hier ... im Sinne eines speziellen menschlichen Erkenntnisvermögens zu verstehen ist)“.

naturwissenschaftlichen Problemen oder Fragestellungen zu verdanken, dass sich Hermeneutik und sozial-konstruktivistische Positionen eher im Zusammenhang mit der Entwicklung der geisteswissenschaftlichen Disziplinen als durch die Wissenschaftstheorie verbreitet haben. Dies hat sicher dazu beigetragen, dass sich auf der Grundlage insbesondere der Phänomenologie eine Vorstellung von dem Gegebenen oder den Tatsachen der sozialen Wirklichkeit entwickelte, die der Rolle wissenschaftlichen Wissens bei der Bestimmung dessen, was es in der sozialen Wirklichkeit gibt, keine originäre Rolle einräumte.

Ein Merkmal einer spezifischen geisteswissenschaftlichen Wirklichkeit besteht daher darin, dass nicht Theorien die geisteswissenschaftliche Wirklichkeit spezifizieren. Für die Konstruktionen der Wirklichkeit 1. Ordnung, die auf die „Akteure der sozialen Realität“ oder die epistemischen Subjekte zurückgehen, wird vielmehr die Rolle des Alltagswissens betont. Wissenschaftliche Theorien befassen sich als Konstruktionen 2. Ordnung mit Konstruktionen 1. Ordnung. Der Gegenstand der Analyse wird so nicht durch die anzuwendende Theorie bestimmt (als Konstruktion der wissenschaftlichen Akteure bzw. der über die Theorie verfügenden wissenschaftlichen Gemeinschaft), sondern durch die Konstruktionen der nicht-wissenschaftlichen Akteure. Vor diesem Hintergrund können Flick et al. (2003) interpretiert werden, die als Kennzeichen qualitativer Forschungspraxis u. a. angeben, das es darum geht,

- die „Lebenswelten ‚von innen heraus‘ aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben“ (S. 14) oder betonen,
- dass der „Kommunikation in der qualitativen Forschung einen herausragende Rolle zukommt“ (S. 21) bzw. festhalten,
- dass die Strategien der Datenerhebung selbst einen kommunikativen, dialogischen Charakter aufweisen“ (ebd.).

Was Menschen wissen können bzw. was durch diese Methoden herausgefunden werden kann, beruht auf dem Alltagswissen und dessen Weiterentwicklung. Das Alltagswissen ist aber vom wissenschaftlichen Wissen nicht abgelöst; es enthält das Wissen vergangener Theorien. Seine Entwicklung ist zudem vom Glauben an metaphysische Prinzipien, wie an das Kausalitätsprinzip, geprägt. In diesem Sinn ist die oben erwähnte starke Orientierung am Alltagswissen zu verstehen und dass der untersuchte Gegenstand bzw. die an ihn herangetragene Fragestellung den Bezugspunkt für die Auswahl und Bewertung von Methoden bildet.⁴¹ Die Theorie bestimmt nicht den Gegenstand, in dem sie ihn spezifiziert bzw. deutlich macht, worum es sich dabei handelt; sie kann bestenfalls dazu beitragen, den Gegenstand deutlicher zu sehen: Die Theorie ist wie eine Brille oder ein Fernglas, mit der man eine Landschaft sichtbar macht (Helle 1999: 4). Die Landschaft aber ist – als Konstruktion 1. Ordnung – gegeben.

⁴¹ Mayring (2001: Absatznummer 30) betont: “Durch den Einbezug qualitativer Analysestrategien gewinnt solche Forschung an Offenheit für den Gegenstand und damit auch an Alltagsnähe”.

Wenn die soziale Realität eine Konsequenz von Konstruktionen 1. Ordnung ist (und all der Prozesse und Phänomene, die sich daraus wieder ergeben können), dann stellt sich die Frage, ob und wo das bei der Theoriebildung wie -anwendung zu berücksichtigen ist. Auf die Arbeiten von Schütz, der auf phänomenologischer Grundlage die methodisch-methodologischen Probleme der Sozialwissenschaften reflektierte, kann an dieser Stelle verwiesen werden. Vor dem Hintergrund seiner Zugehörigkeit zum Mises-Zirkel in Wien war Schütz auch mit ökonomischen Theorien und ihrer Behandlung des Individualhandlungsproblems bzw. des Mikro-Makro-Übergangs vertraut. Schütz kritisiert die in der Ökonomik verbreitete Vorgehensweise, den Übergang von der Individual- zur Makroebene rein methodisch bzw. nicht inhaltlich zu interpretieren. Durch das von Schütz formulierte Adäquanzpostulat ist die Theoriebildung aber semantisch an das Verständnis der Individuen gebunden (vgl. Schutz 1962: 43 f.; Haase 2003: 109 f.). Ähnlich, wie das im Received View mit Bezug auf das Gegebene der Fall war, wird die Theorie bei Schütz semantisch auf die konstruierte soziale Realität limitiert: „Kühne Entwürfe“ wie bei Popper oder kontrafaktische Repräsentationen, wie in der Ökonomik üblich (Vilks 1998, Sudgen 2002), haben es da schwer. Eine solche – radikale – Haltung bezüglich der Semantik wissenschaftlicher Theorien wird aber dadurch, dass sozialwissenschaftliche Theorien sich mit Konstruktionen 1. Ordnung und dem Alltagswissen befassen, keineswegs notwendig gemacht. Dies wurde auch von Dilthey deutlich gesehen, der die historische Schule in Deutschland als richtigen Ansatz, aber auch als methodisch völlig unzureichend betrachtete.

Während sozial-konstruktivistische Ansätze in Bezug auf die Relevanz der Theorie ähnlich restriktiv wie der frühe und Logische Positivismus agieren (wobei die Entwicklung des Letztgenannten diesbezüglich durch eine permanente Liberalisierung gekennzeichnet war), hat sich die analytische Wissenschaftstheorie noch zu wenig mit den Konsequenzen einer geisteswissenschaftlichen Wirklichkeit für die Methodik befasst (vgl. Mantzavinos 2006: 2, Mayring 2002: 19 und 149). Eine Folge davon ist, dass sich quantitativ arbeitende Sozialwissenschaftler auf methodisch weitaus besser vorbereitetem Grund bewegen als qualitativ vorgehende Forscher.⁴²

Die nachfolgenden Beispiele können keine umfassenden wissenschaftshistorischen, -soziologischen und -politischen Untersuchungen ersetzen. Sie können jedoch zeigen, dass quantitative und qualitative Methoden vor ganz unterschiedlichem erkenntnis- und wissenschaftstheoretischem Hintergrund eingesetzt werden können.

⁴² Mayring (2002: 141) weist darauf hin, dass die qualitativ orientierte Forschung die Gütekriterien der quantitativ orientierten Forschung nicht einfach übernehmen kann, sondern nach neuen Kriterien suchen muss.

Beispiel 1

Dieses Beispiel nimmt Bezug auf die oben bereits angesprochene Behandlung des Individualhandlungsproblems in der Ökonomik, hier auf der Grundlage der Konzeption der Chicago-Schule bzw. von Gary S. Becker. Danach werden Annahmen über Voraussetzungen individuellen Handelns getroffen⁴³, aber im Anwendungsfall wird ihr Zutreffen oder Nichtzutreffen nicht festgestellt. Wenn ein ökonomisches Modell darauf beruht, dass die Akteure bestimmte Werthaltungen oder Präferenzen aufweisen, dann setzt seine Anwendung voraus, dass das Zutreffen dieser Annahme ermittelt wird (vgl. Mayring 2002: 20). Sofern dazu kontextspezifisches Wissen erforderlich ist, kann dies durch die Anwendung qualitativer Methoden gewonnen werden. Das in der Ökonomik häufig nicht so vorgegangen wird (vgl. die Kritik von Opp 1999 dazu), scheint daran zu liegen, dass die Feststellung des Vorliegens von Anwendungsbedingungen aus der einen Perspektive (hier aus einer kritisch-rationalistischen) für wichtig genommen werden und aus der anderen nicht (aus der Sicht vieler Ökonomen, die das Individualhandlungsmodell rein formal interpretieren). Der letztgenannte Fall kann damit verbunden sein, dass sich innerhalb von wissenschaftlichen Gemeinschaften oder Schulen Vorgehensweisen oder Routinen entwickeln haben, so dass die Methodenwahl stärker von institutionellen Beharrungskräften (Konventionen und Gebräuche) und eventuell auch von Pfadabhängigkeiten beeinflusst wird als von Antagonismen, die den Methoden bzw. ihren erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Hintergründen zuzurechnen sind.

Beispiel 2

Dieses Beispiel befasst sich mit dem Charakter der Managementwissenschaft als akademische Disziplin. Grundlage der heutigen Managementwissenschaft bzw. MBA-Ausbildung sind sozialwissenschaftliche Disziplinen, insbesondere Ökonomik, Soziologie und Psychologie. Deren Voraussetzungen oder Streben nach Rationalität, Objektivität, Allgemeinheit und Wertfreiheit (zumindest sehen dies Clegg und Ross-Smith so, vgl. Clegg/Ross-Smith 2003: 85) stehen im Gegensatz zu einer Sichtweise der Managementwissenschaft als Phronesis: „Phronesis, as an Aristotelian term, refers to a discipline that is pragmatic, variable, context-dependent, based on practical rationality, leading not to a concern with generating formal covering lawlike explanations but to building contextual, case-based knowledge“ (ebd.: 86). Für Clegg/Ross-Smith (2003) sind es nicht die Theorien der Managementwissenschaft, sondern die „contexts of mundane practice“ (ebd.: 87), die den Gegenstand der Managementwissenschaft bestimmen. Das Wissen, das aus der Praxis des Managements resultiert (practice-based knowledge), steht im „simple contrast“ zu den „laws of natural science and the 'science' of management“ (ebd.).

⁴³ Der Chicago Man handelt auf der Basis „gegebener Präferenzen und eines Entscheidungsprozesses, der kognitive Aktivitäten nur in Verbindung mit Kalkulationen und Parameter Updates zulässt“ (Haase 2003: 94).

Zwar gibt es keine gesetzlichen Zusammenhänge bzw. diese werden für die phronetisch aufgefasste Managementwissenschaft nicht als relevant angesehen. Es gibt jedoch „patterns“, die durch regelgeleitetes, kompetentes (skilfull) Handeln entstehen, so dass methodisch neben „postpositivist, philosophically oriented writing“ (ebd.: 96) durchaus quantitative Analysen treten können.⁴⁴

5.4.4 Erkenntnis konstruierter Wirklichkeit

Erkenntnistheoretische Fragen spielen für die Praxis der Wissensproduktion – also dort, wo die Methoden zum Einsatz kommen – keine Rolle. Carnap (1966: 62 ff.) macht das am Beispiel zweier Geographen deutlich, die übereinstimmen, wenn sie einen Untersuchungsgegenstand als Naturwissenschaftler betrachten, aber divergieren, wenn sie ihn philosophisch interpretieren: „Dann sagt der Realist: ‚diesem von uns gemeinsam festgestellten Berg kommen nicht nur die gefundenen geographischen Eigenschaften zu, sondern er ist außerdem auch real‘ (...). Der Idealist dagegen sagt: ‚im Gegenteil, der Berg selbst ist nicht real, real sind nur unsere (oder bei einer anderen, der ‚solipsistischen‘ Spielart des Idealismus: ‚nur meine‘) Wahrnehmungen und sonstigen Bewusstseinsvorgänge“ (ebd.: 63). Der eine Naturwissenschaftler glaubt daran, dass seine Erkenntnisse solche über die objektive Realität sind, und der andere daran, dass es sich bei diesen Erkenntnissen um solche „für uns“ handelt. Dieser Glaube über den Status der Erkenntnisse ändert, abgesehen von Auswirkungen auf die Motivation und deren mögliche Konsequenzen für das Handeln, die die Einnahme der einen oder anderen Position mit sich bringen mag, nichts an den tatsächlichen Aktivitäten der Wissenschaftler: Beide Naturwissenschaftler setzen die Methoden ein, die sie zur Erzielung der angestrebten Erkenntnisse für geeignet halten.

Die Argumentation von Carnap ist richtig; sie wird in ähnlicher Form von Helle aus sozialwissenschaftlich-verstehender Perspektive vorgetragen: „Was der Mensch für Wirklichkeit hält, mag ganz falsch sein, aber dennoch wird er aufgrund dessen handeln, was er für sich als wirklich hinnimmt. Das Denken und Handeln des Einzelnen mag von der Realität ‚da draußen‘ weitgehend abgekoppelt sein, es ist gleichwohl *wirklich* in dem Sinn, dass es geschieht: man wird es schwerlich ignorieren können“ (Helle 1999: 4). Auch Helle kann man so verstehen, dass die erkenntnistheoretische Position bei der Ausübung und Bewertung der praktischen wissenschaftlichen Arbeit in den Hintergrund tritt.

Carnap hat allerdings nicht berücksichtigt, dass die philosophische Position Wissenschaftler dazu bringen kann, bestimmte Methoden bevorzugt zur Anwendung zu bringen und andere zu meiden. Seine Argumentation setzt zudem voraus, dass beide Geographen sich bezüglich des Gegenstandes und der Analysemethoden einig

⁴⁴ Clegg/Ross-Smith (2003) geht es in ihrem Beitrag nicht um eine Methodendiskussion. Sie sehen vielmehr im „Positivismus“ eine Ursache für eine weltweite Homogenisierung der Managementausbildung. Dagegen möchten sie „methodological and other forms of pluralism“ (ebd.: 96) setzen.

sind. Dass der Gegenstand ihnen nicht im Wege steht, ist der Theorie zu verdanken, die ihre Perspektive auf den Gegenstand ebenso eint wie sie die Methoden zu seiner Untersuchung teils benennt, teils selbst generiert. Gerade diese Voraussetzung ist in den Geisteswissenschaften nicht unbedingt gegeben. Hinzu kommt, dass wissenschaftliche Gemeinschaften nicht nur durch die Syntax und Semantik erfahrungswissenschaftlicher Theorien geprägt sind, sondern eben auch durch historische, soziologische und politische Faktoren: Wenn das Bedürfnis nach Abgrenzung im Vordergrund steht – und dies war bei den Geisteswissenschaften der Fall –, dann spielt es nur eine untergeordnete Rolle, dass zwei Geisteswissenschaftler, so sie denn dieselbe Theorie anwenden würden, auf ein Methodenspektrum zurückgreifen könnten, dass es ihnen ermöglicht, Ergebnisse zu erzielen, über die sie sich einig sind – unabhängig davon, ob der eine Realist und der andere Idealist ist.

Das die soziale Wirklichkeit ein Ergebnis permanenter Konstruktionsprozesse ist, besagt noch nichts über die Art der Erkenntnisse, die über diese Konstruktionen zu erzielen sind: Es kann sich um kontextbezogene Einzelaussagen handeln, die teils verbunden, teils unverbunden nebeneinander stehen⁴⁵; die Konstruktionen können das Ergebnis „freier“ Wirklichkeitskonstruktion darstellen (nicht determiniert sein) oder diese Freiheit kann auch nur Einbildung sein (mit den entsprechenden Konsequenzen für die Theoriebildung); die Konstruktionen können – aus der Sicht der Theorie – Regelmäßigkeiten, Systematiken aufweisen oder auch nicht. Das die soziale Wirklichkeit das Ergebnis von Konstruktionen ist, bietet – je nach der gewählten Fragestellung – grundsätzlich sowohl für qualitative als auch für qualitative Methoden Ansatzpunkte.⁴⁶

5.5 Schluss

Die Ursache des Antagonismus zwischen hermeneutischen und szientistischen Methodologien und Methodiken ist das Bedürfnis der Geisteswissenschaften nach Abgrenzung von den Naturwissenschaften. Von den Befürwortern der geisteswissenschaftlichen Autonomie wurde ein objektwissenschaftlicher Unterschied (der Gegenstand der Erkenntnis) zur Begründung eines erkenntnistheoretischen Dissenses herangezogen, die methodisch-methodologisch auf Phänomenologie und Hermeneutik beruht. Dabei wird der objektwissenschaftliche Unterschied überzogen und in Bezug auf die Erkenntnistheorie das „Pferd von hinten aufgezäumt“: Zwar muss die Methode dem Gegenstand angepasst sein; der Gegenstand ist jedoch nicht vor und unabhängig von Theorie und Methode vorhanden. Dafür haben Wissenschaftshistoriker und

⁴⁵ Eine solche Verbindung entsteht z. B. dadurch, dass interpretierende Auswertungsurteile in unterschiedlichen Textstellen zu finden sind. Vgl. Mayring (2001: Absatznummer 14).

⁴⁶ Vgl. Mayring (2001: Absatznummer 6), der fordert, „dem Gegenstand und der Fragestellung ein Primat gegenüber der Methode zuzubilligen. Erst muss geklärt werden, was untersucht werden soll, dann muss erwogen werden, welche Methoden dafür angemessen sind.“

Philosophen wichtige Hinweise geliefert, die hier nur stichwortartig genannt werden sollen: Holismus (Duhem, Quine), Theoretizität der Beobachtung (Hanson, Popper), Theoretizität der Ontologie (Kuhn, Moulines) und T-Theoretizität (Sneed). Es gibt keinen Grund zur Annahme, dass die Geisteswissenschaften davon zur Gänze unberührt sind.

Anhang

Der Anhang fasst einige wichtige Aspekte des Beitrags in einer Gegenüberstellung von Positivismus und Konstruktivismus zusammen. Da der Radikale Konstruktivismus kaum Konsequenzen für die Wissenschaftstheorie formuliert hat, wird die sozial-konstruktivistische Position von Schütz ergänzend berücksichtigt.

A Ist Erkenntnis möglich? Wo ist sie verkörpert?

B Was ist Erkenntnis, wenn es keinen Zugang zur objektiven Realität gibt?

C Konsequenzen für die empirische Forschung

A	Radikaler und Sozialer Konstruktivismus	Früher und Logischer Positivismus
Ist Erkenntnis möglich? Wo ist sie verkörpert?	<p>Erkenntnis der objektiven Realität ist nicht möglich; Erkenntnis basiert auf subjektiven Konstruktionen</p> <p>Wissen liegt in den Menschen und ihren Sozialbeziehungen.⁴⁷</p> <p>Die Theorie ist eine heuristische Konstruktion; ein gedankliches Hilfsmittel zur Erkenntnisgewinnung.</p> <p>Konstruktionen 2. Ordnung folgen Konstruktionen 1. Ordnung oder Konstruktionen 2. Ordnung werden semantisch auf Konstruktionen 1. Ordnung zurückgeführt (Schütz)</p> <p>Aufgabe der verstehenden Theorie ist es „Zugang zu Erkenntnissen zu eröffnen, die sonst unzugänglich bleiben würden“ (Helle 1999: 4).</p>	<p>Erkenntnis der objektiven Realität ist nicht möglich; Erkenntnis basiert auf Sinneswahrnehmung/Beobachtung</p> <p>Wissen ist in Sätzen verkörpert.</p> <p>Wissen ist in Theorien ausgedrückt, die auf das Gegebene zurückgeführt werden können oder mit ihm teilweise in Verbindung stehen (Beobachtungssätze, Brückenprinzipien).</p> <p>Theorien ordnen Beobachtungssätze; sie dienen der Gedankenkontrolle (Instrumentalismus der Frühphase: Mach)</p> <p>Theorien gehen semantisch über das, was in menschlichen Gemeinschaften interaktiv hervorgebracht wird (soziale Realität auf der Grundlage von Konstruktionen 1. Ordnung) hinaus (Spätphase des Logischen Positivismus⁴⁸)</p>

⁴⁷ Nach Mayring (2001: Abschnitt 18) ist die Einzelfallanalyse das „Ideal qualitativer Forschung, da wir hier in einer ganzheitlichen Sicht auf das Subjekt komplexe Beziehungen des Einzelnen mit seiner Umwelt beschreiben können“.

⁴⁸ In dieser Spätphase wird bereits der Einfluss des Wissenschaftlichen Realismus deutlich. Die semantische „Befreiung“ der Theorien vom (wie auch immer) Gegebenen (deutlich wird dies auch durch Poppers Konzept der kühnen Entwürfe) erhält durch den Wissenschaftlichen Realismus einen starken Schub.

B	Radikaler und Sozialer Konstruktivismus	Früher und Logischer Positivismus
Was ist Erkenntnis, wenn es keinen Zugang zur objektiven Realität gibt?	<p>Naturwissenschaften:</p> <p>Wir erhalten durch die Außenwelt bzw. Systemumwelt ein Feedback, das wir als „Erfolg“ oder „Misserfolg“ (in Bezug auf bestimmte Experimente etc.) interpretieren. Wir verstehen das Feedback nicht; es enthält dafür nicht die Grammatik. Wir können höchstens verstehen, warum wir bestimmte Ergebnisse als „Erfolg“ oder „Misserfolg“ interpretieren. Auch die Naturwissenschaften führen so letztlich nicht zur Erkenntnis der Natur, sondern von uns selbst.⁴⁹</p> <p>Sozialwissenschaften:</p> <p>Wir versuchen, uns selbst zu verstehen.⁵⁰</p>	Erkenntnismöglichkeiten sind begrenzt (Sinnesdaten, später Sätze über Ich-Empfindungen und Beobachtungen), aber (im Rahmen der Begrenzung) auch gerechtfertigt. Wahrheit im korrespondenztheoretischen Sinn ist nicht impliziert.

⁴⁹ Dazu würde Poppers Formulierung passen „Die Natur antwortet nicht, wenn man sie fragt“: *Wir* stellen die Fragen und *wir* geben die Antworten.

⁵⁰ „(D)er Einzelne muß (sic!) eingestehen, daß er nicht mal sich selbst eindeutig *erkennen* kann“ (Helle 1998: 3, im Original teilweise kursiv. Die Hervorhebung ist an dieser Stelle dem Original hinzugefügt).

C	Radikaler und Sozialer Konstruktivismus	Früher und Logischer Positivismus
Konsequenzen für die empirische Forschung	<p>Wissen wird durch Beobachtung, Befragung und Beschreibung identifiziert.</p> <p>Eine verstehende Theorie bildet ihren Gegenstand nicht ab. "Gleichwohl muss auch eine solche Theorie einem kritischen Test unterworfen werden können" (Helle 1999: 4).</p> <p>Die Beurteilung der Forschungsergebnisse erfordert die Berücksichtigung des Forschers. Der Forscher muss daher seine Vorannahmen, idealtypischen oder anderen Theoriekonstruktionen ausdrücklich zur Diskussion stellen.</p> <p>Kriterium des Tests: Leistung = das Erarbeiten neuer Einsichten.</p> <p>Die Einsicht in menschliches Handeln kann sich bewähren⁵¹.</p> <p>Die wissenschaftliche Gemeinschaft kann eine Art „shared mental model“⁵² entwickeln; dies ist die objektive Wirklichkeit des Konstruktivismus.</p>	<p>Protokollsätze und Beobachtungssätze sind eine Wissensquelle. An dieser setzt die Vernunft ordnend und schließend an.</p> <p>Die Wissenschaftspraxis beruht auf Spielregeln; sie entwickelt Gütekriterien, Standards und Maßstäbe</p> <p>Die Antworten auf die Teilthesen des Realismus spielen für die Wissenschaftspraxis keine Rolle: Es ist egal, ob Forscher von der Erkennbarkeit der real existierenden Außenwelt ausgehen oder das eine wie das andere leugnen; ihre Handlungspraxis wird davon nicht beeinflusst (Carnap 1966).</p> <p>Der Glaube an zweite Teilthese kann die Formulierung von Fragestellungen und die Entwicklungen von Methoden fördern, die auch zu einer erfolgreichen Praxis beitragen (Erkenntnis als positiv bewertete Praxis; wissenschaftlicher Realismus als motivationales Element).</p>

⁵¹ Diese Form der Bewährung ist nicht zu verwechseln mit Bewährung im Popperschen Sinn. Eine Hypothese gilt dort als bewährt, wenn sie zahlreichen ernsthaften Falsifikationsversuchen standgehalten hat.

⁵² So verstehe ich folgenden Satz von Helle (1999: 8): „In Verlängerung des Konzepts von der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit wird die VS (Verstehende Soziologie, M. H.) der Zukunft die Bedingungen untersuchen müssen, unter denen die *Herstellung von Gewissheit* interaktiv gelingt“ (Hervorhebung im Original).

6 Bericht und Fazit – Leonhard Dobusch

„Kritische Reflexionen empirischer Forschungsmethodik“: Workshopbericht und Fazit

Der unverkennbare Bedeutungszuwachs empirischer Forschung in der Betriebswirtschaftslehre hat in den letzten Jahre nicht nur zu einer steigenden Methodenfokussierung geführt, sondern zugleich die wissenschaftstheoretische Fundierung der Forschung in den Hintergrund treten lassen. Während sich der methodische Diskurs in erster Linie auf Probleme der Methodenentwicklung und ihrer unmittelbaren Anwendung im spezifisch-empirischen Kontext konzentriert, ist die Frage nach einer kritischen Reflexion und Begründung der empirischen Forschungsmethodik eher vernachlässigt worden. Dieses Reflexionsdefizit, welches sich beispielsweise an einer strikt gehandhabten, aber nur wenig begründeten Dichotomisierung von quantitativen und qualitativen Methoden zeigt, war Ausgangspunkt und Thema eines vom 7. bis 9. September in Berlin stattfindenden Workshops.

Unter dem Dach der Kommission Wissenschaftstheorie des VHB und mit Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) organisierten Michaela Haase, Martin Eisend, Jochen Koch (alle Freie Universität Berlin) und Thomas Wrona (ESCP-EAP Berlin) ein Arbeitsforum und diskutierten gemeinsam mit geladenen Methodenexpert(inn)en und 24 ausgewählten Teilnehmerinnen und Teilnehmern über die Notwendigkeit und Möglichkeiten einer wissenschaftstheoretischen Vertiefung des methodischen Diskurses. Die Ziele des nahezu dreifach überbuchten Workshops waren dementsprechend hoch gesteckt: In bewusstem Gegensatz zu herkömmlichen Workshops für die (unmittelbare) Anwendung hochspezialisierter quantitativer oder qualitativer Methoden wurden Fragen nach Indikation sowie Anwendungsvoraussetzungen, -möglichkeiten und -grenzen quer über methodentheoretische Denkschulen hinweg aufgeworfen. Dem Titel des Workshops entsprechend sollte über diese Fragen vor wissenschaftstheoretischem Hintergrund gemeinsam reflektiert und diskutiert werden. Die üblicherweise starre Zweiteilung quantitativ-qualitativ wurde gleich in mehrfacher Hinsicht unterlaufen: Dem Gedanken eines produktiven „sowohl-als-auch“ beider Ansätze entsprach eine gleichberechtigte Dreiteilung des Programms in „eher qualitativ“, „eher quantitativ“ und „mixed“ – wobei eine Aufteilung in Untergruppen nur einmal stattfand und ansonsten immer gemeinsam über alle Herangehensweisen diskutiert wurde. Die Vielfalt der Ansätze und Positionen, die es in der Folge zu bewältigen und nutzen galt, machte gleich zu Beginn ein lockeres „World Café“ deutlich, wo Fragen wie „Warum überhaupt empirisch Forschen?“, „Was beinhaltet ein Forschungsdesign?“ oder „Skizzieren Sie ihre eigene wissenschaftstheoretische Position!“ das Spektrum von Wissen und Standpunkten der Teilnehmer/innen sichtbar machten.

Besondere Herausforderung für eine kritische Reflexion empirischer Forschungsmethodik ist sicherlich die notwendige Balance zwischen abstrakt-wissenschaftstheoretischer Fundierung und konkret-kontextabhängiger Anwendung.

Um eine Balance zwischen den beiden Perspektiven zu ermöglichen und einem Verweilen im Allgemeinen entgegenzutreten, waren bereits im Vorfeld unter den TeilnehmerInnen Datenträger mit sowohl quantitativen als auch qualitativen Daten zu einem empirischen Fall („Apple Computer“) verteilt worden.

Die geladenen MethodenexpertInnen konnten sich so bei ihren diskussions(ein)leitenden Vorträgen auf Diskussionen und Lösungsvorschläge beziehen, die vor Ort am Material von Untergruppen ausgearbeitet und anschließend präsentiert worden waren. Vor die Aufgabe gestellt, für die gegebenen Daten ein Forschungsdesign (eher qualitativ, quantitativ oder mixed) zu entwerfen, zeigte sich gleichzeitig die Notwendigkeit wie auch die Schwierigkeit eines intensiveren Diskurses über die Leitfragen des Workshops: Die (sub-)disziplinären Unterschiede in Sprache und Herangehensweise – beispielsweise zwischen VertreterInnen organisationaler oder wirtschaftsinformatischer Forschungsschwerpunkte – führten zu teils heftigen Kontroversen über sämtliche Aspekte des zu entwerfenden Forschungsdesigns. Diesen subdisziplinären Unterschieden und einer großen Bandbreite erkenntnistheoretischer Perspektiven zum Trotz konnten letztlich alle Gruppen ein Forschungsdesign zur Diskussion stellen.

In ihrem Referat über (eher) qualitative Methoden konnte Dr. Sigrid Quack (Wissenschaftszentrum Berlin) denn auch auf zwei qualitative Forschungsdesign-Skizzen Bezug nehmen. Nach einer kurzen Darstellung weithin unumstrittener Prinzipien qualitativer Forschung versuchte sie, mit verbreiteten Mythen – beispielsweise rund um Fallstudiendesigns – aufzuräumen. Mit Sätzen wie „Unser Denken ist sehr stark durch Vergleiche strukturiert. Und das gilt auch für Einzelfallstudien.“ betonte sie die Notwendigkeit, über bloßes „Story Telling“ hinauszugehen – ohne die Wichtigkeit einer „Thick Description“ eines Falls zu unterschätzen. Besonderen Wert legte Quack auch auf die gebotene theoretische Einbettung jeglicher qualitativer Forschung: „Qualitative Forschung ist kein ‚Easy get‘“ und erfordere genauso wie quantitative Forschung die Identifikation einer Forschungslücke und die Anleitung der Forschung durch Theorie, heißt es dazu auch in ihren Vortragsunterlagen. Mit ihren abschließenden Ausführungen zu den Gütekriterien qualitativer Forschung war auch gleich der Boden für die anschließende Diskussion bereitet, in der Mixed-Methods-Experte Prof. Dr. Philipp A.E. Mayring (Universität Klagenfurt) unterschiedlichen Gütekriterien für Fallanalysen auf der einen und Feldstudien auf der anderen Seite einforderte.

Wie seine „qualitative“ Vorrednerin bezog sich auch der als Experte für eher quantitative Designs für den krankheitsbedingt leider verhinderten Prof. Dr. Werner Nienhüser eingesprungene Mitorganisator Juniorprof. Dr. Martin Eisend in seinem Vortrag auf die ausgearbeiteten Forschungsdesigns. Daneben führten seine Ausführungen zur geringeren Angreifbarkeit sowie zur leichteren Verallgemeinerung der Ergebnisse bei quantitativen Forschungsmethoden zur Diskussion über das zentrale Problem des Kausalitätsnachweises mittels Korrelationsstatistiken. Kritische Anmerkungen über den spürbaren Druck gerade für NachwuchsforscherInnen, sich aus Gründen der Karriere quantitativer Methoden zu bedienen und nicht aus Gründen wie der Gegenstandsangemessenheit, mündeten in wissenssoziologische Debatten.

Nachdem er zuvor bekräftigt hatte, dass „der aufgeklärte Post-Positivist und der aufgeklärte Konstruktivist durchaus miteinander Reden können,“ plädierte Prof. Mayring in seinen Ausführungen zu „Mixed Designs“ vor allem dafür, die individuelle paradigmatische Verortung in seinen Forschungsarbeiten zu explizieren. Als Gründe für gestiegenen Bedarf nach Mixed Designs verwies er auf die zunehmende Komplexität der Fragestellungen und die zunehmenden Probleme mit „Mono-Method Research“. Als praktische Umsetzungsmöglichkeit präsentierte er einerseits Kombinationsmodelle, bei der sich quantitative und qualitative Methoden komplementär, sequentiell oder expansiv ergänzen, und andererseits Integrationsmodelle mit einem einheitlich-übergeordneten Design.

Ein anschließendes Impulsreferat von Dr. René Riedl (Johannes Kepler Universität Linz, Österreich) über die „Legitimation der Disziplinen Wirtschaftsinformatik und Information Systems“ bezog schließlich auch noch Überlegungen hinsichtlich des disziplinären Selbstverständnisses in Bezug auf die Wahl und Dominanz bestimmter Forschungsmethoden mit ein.

Der zusammenfassenden Reflexion der Methodenwahl auf Basis eines einleitenden Referats von Prof. Dr. Rolf Brühl (ESCP-EAP Berlin) unter Berücksichtigung der verschiedenen Perspektiven (politische, wissenschaftssoziologische und historische) einer derartigen Entscheidung folgten „einige kritische Thesen“ der Organisatoren Martin Eisend und Jochen Koch. Ihre durchaus dichotome epistemologische Selbstverortung – zwischen „scientific“ und „critical realism“ der eine, konstruktivistisch der andere – öffnete ein weites Feld für die abschließenden Diskussionen rund um die erkenntnistheoretischen Fundierungen einer reflektierten Methodenwahl. Michaela Haase vertrat in ihrem Thesenpapier die Auffassung, dass die erkenntnistheoretische Position keine Vorentscheidung zugunsten einer bestimmten Methode erzwingt bzw. dass die Methodenwahl durch die Fragestellung und den jeweiligen Informationsbedarf des Forschers bestimmt sei.

Der Verlauf dieser Diskussion machte zum Abschluss des Workshops zwei Dinge noch einmal besonders deutlich: In der Betriebswirtschaftslehre gibt es im Bereich der empirischen Forschung kein allein dominierendes methodisches und/oder erkenntnistheoretisches Paradigma. Im Gegenteil, viele Fragen rund um „(Post)Positivismus versus Konstruktivismus“ sind alles andere als geklärt, der Diskurs teilweise heftig. Gleichzeitig bewies aber sowohl der Workshop an sich als auch die Qualität des geführten Diskurses, dass zwischen VertreterInnen der einzelnen Positionen durchaus Ebenen konstruktiver Kommensurabilität geschaffen werden können. Die lebendige Diskussionskultur und die rege Teilnahme zeigten wiederum, dass der (meta-)methodische Diskurs nicht nur notwendig und möglich sondern unter den Nachwuchsforscher/innen auch gewünscht ist.

Kontakt

Leonhard Dobusch, MMag.

Freie Universität Berlin - Fachbereich Wirtschaftswissenschaft

DFG-Graduiertenkolleg: „Pfade organisatorischer Prozesse“

<http://www.pfadkolleg.de>

7 Literaturverzeichnis

- Ahrens, Thomas/ Chapman, Cristopher S. (2006): Doing Qualitative Field Research in Management Accounting, in: Accounting, Organizations and Society, S. 819-841
- Apel, Karl-Otto (1980): Geisteswissenschaften. In: Speck, Josef (Hrsg.): Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe, Band 2, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 247-254.
- Barnes, Barry/ Bloor, David/ Henry, John (1996): Scientific Knowledge. A Sociological Analysis, London: Athlone.
- Boyd, Richard (2002): Scientific Realism. In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. <http://plato.stanford.edu/entries/scientific-realism/> (Zugriff am 10.8.2005).
- Brenner, Peter J. (1993): Habilitation als Sozialisation, in: Geist, Geld und Wissenschaft, hrsg. v. Brenner, P.J., Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 318-356.
- Brühl, Rolf (2006): Fortschrittskonzeptionen in der Wissenschaftstheorie, Wirtschaftswissenschaftliches Studium, 35. Jg., 2006, Heft 11, S. 594-599
- Carnap, Rudolf (1969): Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaft. München: Nymphenburger.
- Carnap, Rudolf (1966): Scheinprobleme in der Philosophie: Das Fremdpsychische und der Realismusstreit. Nachwort von Günther Patzig. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Chen, W.S./ Hirschheim R. (2004): A Paradigmatic and Methodological Examination of Information Systems Research from 1991 to 2001. In: Information Systems Journal 14, S. 197-235.
- Clegg, Stewart R./ Ross-Smith, Anne (2003): Revising the Boundaries: Management Education and Learning in a Postpositivist World. In: Academy of Management Learning and Education 2 (1), S. 85-98.
- Devitt, Michael (1984): Realism and Truth. Oxford: Basis Blackwell.
- Flick, Uwe (2003): Konstruktivismus. In: Flick et al. (2003), S. 150-163.
- Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hrsg.) (2003): Qualitative Forschung: Ein Handbuch. Hamburg: Rowohlt.

-
- Gibbons, Michael/ Limoges, Camille/ Nowotny, Helga/ Schwartzmann, Simon/ Scott, Peter/ Trow, Martin (1994): *The New Production of Knowledge: The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. London et al.: Sage.
- Gigerenzer, G. (2004): Mindless Statistics, *The Journal of Socio-Economics* 33, S. 587-606.
- Guba, Egon G./ Lincoln, Yvonna S. (1994): Competing Paradigms in Qualitative Research, in: *Handbook of Qualitative Research*, hrsg. v. Denzin, N. K., Lincoln, Y. S., Thousand Oaks: Sage, S. 105-117.
- Haase, Michaela (1995): *Galileische Idealisierung: Ein pragmatisches Konzept*. Berlin und New York: De Gruyter.
- Haase, Michaela (2003): Rationales und soziales Handeln: Beiträge der ökonomischen und soziologischen Institutionentheorie. In: Schmid, Michael/Maurer, Andrea (Hrsg.): *Ökonomischer und soziologischer Institutionalismus: Interdisziplinäre Beiträge und Perspektiven der Institutionentheorie und -analyse*. Marburg: Metropolis, S. 91-116.
- Haase, Michaela (1998): Neue Institutionenökonomik, axiomatische Methode und "Economics-of-rhetoric-approach": Zum Verhältnis von Betriebswirtschafts- und Wissenschaftstheorie. In: Gerum, Elmar (Hrsg.): *Innovation in der Betriebswirtschaftslehre. Tagung der Kommission Wissenschaftstheorie*. Wiesbaden: Gabler, S. 65-90.
- Hathaway, Russel S. (1995): Assumptions Underlying Quantitative Research: Implications for Institutional Research. In: *Research in Higher Education* 36 (5), S. 535-562.
- Hitzler, Ronald/ Eberle, Thomas S. (2003): Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: Flick, S. 109-117.
- Helle, Horst Jürgen (1999): *Verstehende Soziologie*. München/ Wien: Oldenbourg.
- Hunt, Shelby D. (2003): *Controversy in Marketing Theory: For Reason, Realism, Truth, and Objectivity*. Armonk und London: Sharpe.
- Kamitz, Reinhard (1973): *Positivismus: Befreiung vom Dogma*, München und Wien, Langen Müller.
- Kelle, Udo/ Erzberger, Christian (2003): Zu den verschiedenen Aspekten der Integration von qualitativen und quantitativen Forschungsergebnissen. In: Flick (2003), S. 299-318.

-
- König, W./ Heinzl, A./ Rumpf, M.-J./ von Poblotzki, A. (1996): Zur Entwicklung der Forschungsmethoden und Theoriekerne der Wirtschaftsinformatik. Eine kombinierte Delphi- und AHP-Untersuchung. In: Heilmann, H./ Heinrich, L.J./ Roithmayr, F. (Hrsg.): Information Engineering – Wirtschaftsinformatik im Schnittpunkt von Wirtschafts-, Sozial- und Ingenieurwissenschaften. München –Wien, S. 35-65.
- Kuhn, Thomas S. (1976): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, 2. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lange, C. (2005): Development and Status of the Information Systems / Wirtschaftsinformatik Discipline. An Interpretive Evaluation of Interviews with Renowned Researchers: Part II –Results Information Systems Discipline. ICB-Research Report No. 3, December, Universität Duisburg-Essen.
- Lange, C. (2006): Entwicklung und Stand der Disziplinen Wirtschaftsinformatik und Information Systems – Interpretative Auswertung von Interviews: Teil III Ergebnisse zur Wirtschaftsinformatik. ICB - Research Report No. 4, February, Universität Duisburg-Essen.
- Lenzen, W. (1980): Erkenntnistheorie im Verhältnis zur Wissenschaftstheorie. In: Speck, Josef (Hrsg.): Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe, Band 2, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 171-175.
- Luhmann, Niklas (1991): Die Wissenschaft der Gesellschaft, 2. Aufl., Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- McCloskey, Donald (1983): The Rhetoric of Economics. *Journal of Economic Literature* 21 (2), S. 481-517.
- McCloskey, Deidre/ Ziliak, Stephen T. (1996): The Standard Error of Regressions. *Journal of Economic Literature* 34 (March), S. 97-111.
- Mantzavinos, Chris (2006): Naturalistische Hermeneutik. Mohr Siebeck: Tübingen.
- Mayring, Philipp (2001, Februar): Kombination und Integration qualitativer und quantitativer Analyse (31 Absätze). *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research (Online Journal)* 2 (1). Verfügbar über: <http://qualitative-research.net/fqs/fqs.htm> (Zugriff am 8.1.2007).
- Opp, Karl-Dieter (1999): Contending Conceptions of the Theory of Rational Action. In: *Journal of Theoretical Politics* 11 (2), S. 171-202.
- Popper, Karl R. (1989): Falsifizierbarkeit, zwei Bedeutungen von. In: Seiffert, Helmut/ Radnitzky, Gerard (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie*, München, Ehrenwirth, S. 82-86.

-
- Shadish, W. R./ Cook, T. D./ Campbell, D. T. (2002): *Experimental and Quasi-experimental Designs for Generalized Causal Inferences*, Boston, Houghton, Mifflin.
- Smith, J. K./ Hodkinson, P. (2005): *Relativism, Criteria and Politics*, in: *The Sage Handbook of Qualitative Research*, hrsg. v. Denzin, N., Lincoln, Y. S., 3. Aufl., Thousand Oaks: Sage, S. 915-932.
- Schutz, Alfred (1962): *On the Methodology of the Social Sciences*, In: Natanson, Maurice (Hrsg.): *Alfred Schutz. Collected Papers I: The Problem of Social Reality*. The Hague/Boston/London, Nijhoff, S. 207-259.
- Stadler, Friedrich (1997): *Studien zum Wiener Kreis; Ursprung, Entwicklung und Wirkung des Logischen Empirismus im Kontext*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Stegmüller, Wolfgang (1980): *Begriffsbildung*. In: Speck, Josef (Hrsg.): *Handbuch wissenschaftstheoretischer Begriffe*, Band 2, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, S. 61-69.
- Strauss, Anselm/ Corbin, Juliet (1998): *Basics of Qualitative Research: Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. Thousand Oaks/London/New Dehli: Sage.
- Sugden, Robert (2000): *Credible Worlds: The Status of Theoretical Models in Economics*, *Journal of Economic Methodology* 7 (1), 1-31.
- Suppe, Frederick (1989): *The Semantic Conception of Theories and Scientific Realism*. Urbana et al.
- Tashakkori, Abbas/ Teddlie, Charles (Hrsg.) (2002): *Handbook of Mixed Methods in Social and Behavioral Research*, Thousand Oaks u. a.: Sage.
- Vilks, Arnis (1998): *Common Sense, formale Modelle und Phantasie in der Wirtschaftswissenschaft*, in: Priddat, Birger/ Vilks, Arnis (Hrsg.): *Wirtschaftswissenschaft und Wirtschaftswirklichkeit*. Marburg, Metropolis, S. 297-310
- Weber, Max (1973): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 4. Auflage. Tübingen, Mohr Siebeck.
- Wilson, Thomas P. (1982): *Qualitative „oder“ quantitative Methoden in der Sozialforschung*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 34, S. 487-598.
- Zellner, Arnold (1984): *Basic Issues in Econometrics*. Chicago, University of Chicago Press.